

Die Herren der Straßen

Schauplatz Uulema – der Schlag gegen die Cantaro

Der doppelte Schock der galaktischen Heimkehrer aus Tarkan, sich fast um 700 Jahre verspätet zu haben und die Heimat durch eine undurchdringliche Barriere abgeschottet zu finden, an der schon viele Raumfahrer gescheitert sind, ist längst überwunden. Inzwischen schreibt man den Juni des Jahres 1144 NGZ, und die galaktische Barriere ist für einige schon durchaus passierbar geworden. Schaben die CIMARRON, mit Perry Rhodan an Bord, und die BLUEJAY mittels des von Geoffry Waringer entwickelten Pulswandlers die erste Absperrung längst durchbrechen und mit den Widdern, den von Homer G. Adams geleiteten Widerständlern, die im Untergrund agieren, Kontakt aufnehmen und selbst den Viren-Wall überwinden können.

Auf Arhena, der Stützpunktwelt von WIDDER, erfährt Perry Rhodan, daß die Cantaro, die neuen Herren der Milchstraße, im Begriff sind, auf dem Planeten Uulema im Shirica-System eine neue Basis für großmaßstäbliche Operationen anzulegen.

Daran sollen die Cantaro gehindert werden, beschließen die Widerständler und ihre neuen Verbündeten einhellig. Sie treffen ihre Vorbereitungen und schlagen unvermutet zu. Dabei erfahren sie etwas über DIE HERREN DER STRASSEN...

1.

Jesco Tomaskon lachte still in sich hinein. Nichts schien diesen Mann erschüttern zu können, auch nicht das rücksichtslose Verhalten der Cantaro.

»Ich will dir mal was sagen, lieber Freund«, polterte er und fuhr sich mit beiden Händen durch seinen Bart. Dabei teilte er ihn und strich ihn links und rechts am Kopf vorbei. »Es hilft dir nichts, wenn du dich in Selbstmitleid versinken läßt. Im Gegenteil. Du machst alles nur noch schlimmer.«

»Ach, laß mich in Ruhe«, stöhnte Pete Rumples. »Siehst du denn nicht, was hier vorgeht? Die Cantaro benutzen uns als gentechnologisches Experimentiermaterial. Ist dir eigentlich klar, was das bedeutet?«

»Aber sicher doch, Junge«, antwortete Tomaskon gelassen. »Wenn du Glück hast, entnehmen sie dir bloß ein paar Zellen und vervielfältigen dich. Könnte sein, daß du dir danach öfters begegnest.«

Er lachte dröhnend, und einige der anderen Gefangenen stimmten in sein Lachen ein. In geradezu unterwürfiger Haltung kam ein rothaariger Mann zu ihm und reichte ihm einen Becher mit einem schäumenden Getränk.

»Es ist Bier«, behauptete er. »Wir haben es hergestellt. Da hinten ist ein Genie. Der kann so etwas.«

»Ich gebe zu, es ist kein erhebender Anblick, wenn man dich als Vervielfältigung sehen muß«, spottete Tomaskon und nahm mit sichtlichem Behagen einen tiefen Schluck aus dem Becher. Danach nickte er dem Rothaarigen anerkennend zu. »Dennoch ist das kein

Grund, Trübsal zu blasen.«

Pete Rumples blickte ihn kopfschüttelnd an. Er registrierte kaum, daß Jesco Tomaskon so respektvoll behandelt wurde und von der unter größten Mühen hergestellten Rarität die erste Probe erhielt. Der bärtige Mann war im ganzen Gefangenengelager beliebt und wurde von fast allen als Führungspersönlichkeit angesehen. »Laß diese Witze«, stammelte er. »Die Cantaro benutzen unsere Organe für ihre Experimente. Für sie sind wir nur eine Sache. Nichts weiter.«

»Du kannst von den Cantaro keine Gefühle erwarten«, bemerkte Tomaskon. »Und es hilft auch nicht, mit seinem Schicksal zu hadern.«

»Ich hasse Uulema«, brach es aus Rumples hervor. Er war ein Ereignishorizont-Forscher, der viele einsame Jahre am Rand von Black Holes verbracht hatte, um die vielfältigen Phänomene dieser kosmophysikalischen Erscheinungen zu enträtseln.

»Wir alle hassen diesen verdammten Planeten«, stimmte Tomaskon zu. Er blickte auf das Land hinaus. »Dabei ist er nicht einmal häßlich.«

Uulema war eine erdähnliche Welt. Sie befand sich jedoch in einem früheren Entwicklungsstadium als die Erde. Die Cantaro hatten das Gefangenengelager nördlich des Äquators auf einer weiten Ebene angelegt. Sie grenzte nach Nordosten hin ans Meer und wurde im Hinterland hufeisenförmig von dicht bewaldeten Bergzügen umschlossen. Dabei waren Fahnen- und Schachtelhalmgewächse vorherrschend.

Jesco Tomaskon faßte die Berge ins Auge. Sie waren nur wenige Kilometer vom Lager entfernt. Davor erhob sich ein provisorisches Gebäude, in dem in den

Die Hauptpersonen des Romans:
Jesco Tomaskon, Pete Rumples und Dennis Petar - Gefangene der Cantaro.
Veegran - Kommandant der Cantaro auf Uulema
Gucky - Der Ilt wird »schwach«.
Pedrass Foch - Der Draufgänger liefert seinen Gegnern eine Schlacht.
Karl Prenthane und Marthe Escatt - Zwei Kämpfer von WIDDER.

vergangenen Tagen annähernd hundert Menschen verschwunden und nicht wieder aufgetaucht waren. Pete Rumples beobachtete das Haus fast ständig, und jedesmal wenn ein Gefangener hineingeführt wurde, vertieften sich die Falten in seinem hageren Gesicht.

Doch nicht nur dieses geheimnisvolle Gebäude lag zwischen ihnen und den Bergen, sondern auch ein fast fünf Meter hoher Energiezaun. Rumples räumte ein, daß der eine oder der andere von ihnen möglicherweise an dem Gebäude vorbeikam, aber er hielt es für völlig ausgeschlossen, daß irgend jemand den Zaun durchbrach oder überstieg.

In den vergangenen Stunden waren Materialtransporter gelandet und hatten wahre Berge von Ausrüstungsgütern gebracht, die offenbar für die geplante Gen-Fabrik und eine Hyperfunkstation der Cantaro vorgesehen waren. Die Gefangenen hatten die Transportaktion mit gemischten Gefühlen beobachtet. Auf der einen Seite waren sie froh, daß die Cantaro mit den Anlieferungen beschäftigt waren und keine Zeit hatten, sich mit den Gefangenen zu befassen. Auf der anderen Seite verfolgten sie mit wachsendem Unbehagen, wie umfangreich die Lieferungen waren.

»Das reicht, um eine ganze Stadt zu bauen«, stellte Pete Rumples fest. »Ist dir klar, was das bedeutet?«

»Sicher«, erwiderte Jesco Tomaskon. »Je größer die Fabrik wird, desto mehr von uns können sie gleichzeitig verarbeiten.«

»Verarbeiten«, sagte Rumples mühsam. Er nickte. »Das ist genau das richtige Wort. Sie werden Tag für Tag Hunderte von uns in diese Fabrik schicken. Aber ich werde nicht warten, bis ich an der Reihe bin. Ich werde mich ihnen entziehen.«

»Das ändert nichts am Ergebnis«, stellte Tomaskon trocken fest.

Einige Männer, die in der Nähe saßen und ihn gehört hatten, lachten unsicher.

»Richtig«, bestätigte der Waffenmeister Dennis Petar. »Danach bist du tot. So oder so.«

»Genau davon rede ich«, sagte Jesco

Tomaskon so ruhig, als ob es darum ginge, wann er am nächsten Morgen geweckt werden wollte. »Bevor ich mich selbst umbringe, überlasse ich den Cantaro diese Arbeit. Das ist weniger mühsam.«

»Dein Zynismus ist unangebracht«, erregte sich Pete Rumples.

Tomaskon blickte ihn starr an, und wieder strich er sich die Barthaare links und rechts vom Kopf über die Schultern zurück.

»Also gut, du trübe Tasse«, fuhr er den Wissenschaftler an. »Ich glaube und hoffe bis zur letzten Sekunde. Ich würde mich schwarz ärgern, wenn ich erst Selbstmord begehe und hinterher feststellen muß, daß die Cantaro nur ein harmloses Experiment mit mir machen wollen, bei dem ich nur ein paar meiner edlen Zellen verliere, nicht aber mein Leben.«

Einige Männer lachten. Rumples erhob sich von dem Stein, auf dem er gesessen hatte. Er ging wortlos zur Seite. In seinem bleichen Gesicht zuckte es.

»Du wirst es nicht glauben«, fügte Tomaskon hinzu. »Außerdem ist es meine innerste Überzeugung, daß der Mensch nicht von sich werfen darf, was Gott ihm geschenkt hat.«

Rumples blieb stehen, als sei er gegen ein Hindernis gelaufen. Langsam drehte er sich um und blickte Tomaskon durchdringend an. Er wußte nicht, ob der Erschließungsarchitekt es wirklich so meinte, wie er es gesagt hatte, oder ob er sich über ihn lustig machen wollte.

Doch er stellte die Frage nicht, die ihm auf den Lippen lag, denn zwei pyramidenförmige Roboter näherten sich ihnen. Mit ihnen kam der Veegran, der ranghöchste Cantaro.

Pete Rumples konnte sich nicht länger auf den Beinen halten. Er sank langsam auf die Knie herab. Seine Hände falteten sich wie zum Gebet vor seiner Brust, und er senkte den Kopf, konnte seine Blicke jedoch nicht von dem Cantaro und den Maschinen lösen, die langsam heranschwebten und schließlich wenige Schritte von ihnen entfernt landeten.

Sein Gesicht war von Entsetzen und

Angst gezeichnet. Er murmelte etwas, das niemand verstehen konnte.

Alle Gefangenen waren davon überzeugt, daß die Auswahl des Cantaro einem Todesurteil gleichkam. Niemand von ihnen wußte genau, welcherart die gen-technologischen Experimente waren, die in dem provisorischen Gebäude durchgeführt wurden. Selbst die Biologen unter ihnen konnten keine klare Auskunft geben. Fast alle wußten, daß für Experimente dieser Art nur wenige Zellen eines Lebewesens benötigt wurden, um das Erbgut identifizieren und manipulieren zu können. Doch es war eine nicht zu übersehende Tatsache, daß nicht ein einziger der Gefangenen aus den Laboratorien der Cantaro zurückgekehrt war.

Veegran stieg auf einen Stein und sah sich unter den Gefangenen um. Einer nach dem anderen wandte sich von ihm ab und blickte ins Leere. Lediglich Jesco Tomaskon behielt die Ruhe. Er strich sich seine Bartenden über die Schultern zurück und blickte den Cantaro kühl und verächtlich an.

Zugleich stieß er Pete Rumples mit dem Fuß an, um ihn zum Schweigen zu bringen.

»Sei endlich still«, forderte er ihn auf. »Von mir aus heule wie ein Schloßhund, aber gib deine Würde nicht auf.«

»Ich heule nicht«, empörte sich Rumples. Er erhob sich, wandte Veegran jedoch den Rücken zu. In seinem Gesicht zuckte es. Er bot das Bild eines Mannes, der in tiefe Trauer versunken war. »Versteh mich doch! Ich will von denen nicht als Material mißbraucht werden. Ich bin ein Mensch!«

»Dann benimm dich wie ein Mensch«, forderte Tomaskon.

Er verstummte, als Veegran plötzlich den Arm hob und auf ihn zeigte. Der »Arbeitsführer« war etwa 1,80 Meter groß. Er hatte einen breiten Kopf mit einer beeindruckenden hohen Stirn und leuchtend blaue, weit auseinanderstehende Augen. Er hielt einen kleinen, gelben Stab zwischen den Zähnen, den er langsam hin und her wälzte. Seine Kombination

bestand aus einem dunkelbraunen, lederartigen Material. An seinem rechten Oberschenkel hing eine Kombinationswaffe, deren Griff mit farbigen Mustern versehen war.

Tomaskon zweifelte nicht daran, daß Veegran ein Droide war, bei dem ein großer Teil seiner Körperfunktionen von syntronischen Modulen gesteuert wurde.

Er fluchte leise, als einer der Roboter auf ihn zutrat und ihn am Arm packte. Das Blut wich aus seinen Wangen, und für einen kurzen Moment schloß er die Augen.

»Nun gut«, sagte er dann mit beherrschter Stimme. »Es hat mich erwischt. Wir sind alle sterblich. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann wir das Zeitliche segnen.«

Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen, und jetzt blitzte es in seinen Augen auf.

»Kinder, das gilt sogar für die sogenannten Unsterblichen«, fügte er mit einer Art Galgenhumor hinzu. »Auch denen wird irgendwann das Lebenslicht ausgeblasen.«

Der Roboter gab ihm einen befehlenden Wink, und er setzte sich in Bewegung. Er ging einige Schritte hinter Veegran her.

»Warum lassen wir uns das eigentlich gefallen?« fragte er mit lauter Stimme, so daß ihn auch die weiter entfernten Gefangenen verstehen konnten. Als er über die Bodenschwelle schritt, blickte er sich um. Eine schier unübersehbare Zahl von Gefangenen drängte sich in dem von Energiezäunen eingefaßten Areal. Es waren Zehntausende, die von den Cantaro herangeschafft worden waren. Unter ihnen Vertreter von Völkern aus allen Teilen der Galaxis. Nur wenige von ihnen hielten sich in den langgestreckten Baracken auf, die ihnen als Unterkünfte dienten. »Wir sind unbewaffnet, aber in der Überzahl. Wir sollten es noch einmal versuchen. Einige von uns haben es geschafft. Sie sind in den Wäldern.«

Doch es schien niemand bereit zu sein, sich den Cantaro und den Robotern noch einmal zum Kampf zu stellen.

Er lächelte kühl, als er merkte, wie

gering sein Erfolg war.

»Macht euch keine Sorgen«, sagte er.
»Ich komme zurück und erzähle euch, was da drinnen wirklich vorgeht.«

*

Homer G. Adams war ein kleiner, buckliger Mann mit schütterem Blondhaar und blaßgrauen Augen. Er wirkte wie ein Anachronismus in einer Zeit, in der die kosmetische Medizin genügend Möglichkeiten für jedermann bot, sein Äußeres zu verändern. Der Anführer der Organisation WIDDER hatte sich über Äußerlichkeiten jedoch nie Gedanken gemacht. Sie waren ihm viel zu unwichtig, als daß er sie beachtet hätte. Und in der Tat war es so, daß seine imponierende Persönlichkeit und seine besonderen geistigen Fähigkeiten völlig unwichtig machten, wie er aussah.

Konzentriert saß er hinter seinem Arbeitstisch und blickte auf einige Monitoren. Sie zeigten ihm an, was wenige hundert Meter von ihm entfernt geschah.

Tausende von Robotern arbeiteten daran, einen cantarischen Stützpunkt auf Uulema zu errichten. Sie wurden angeleitet von etwa 350 Cantaro, deren Anführer Veegran hieß.

»Keiner von ihnen ahnt, daß sie ihren Stützpunkt direkt vor unserer Nase bauen«, bemerkte Karl Prenthane, einer der Erschließungsarchitekten, die erst vor wenigen Stunden eingeschleust worden waren und die vorherige Besatzung abgelöst hatten. Er gehörte zu jenen Spezialisten, deren eigentliche Aufgabe es war, Pläne zu entwerfen, nach denen ein bis dahin unbesiedelter Planet erschlossen werden sollte. In den ersten Jahrhunderten des Aufbruchs der Terraner in den Kosmos war es stets den Siedlern überlassen worden, wie sie einen neuen Planeten für sich in Besitz nahmen. Dabei waren jedoch viele Welten zersiedelt und ihre Umwelt zerstört worden. Die neuen Siedler hatten oft irreparable Schäden angerichtet, weil

sie nach der Philosophie handelten, daß die neuen Welten ihnen Untertan sein und nach ihren Vorstellungen verändert werden mußten. Mittlerweile war man jedoch zu der Erkenntnis gekommen, daß es umgekehrt sein mußte. Wenn Menschen einen neuen Planeten besiedelten, dann mußten sie sich der Natur dieser Welt, ihrer Landschaft und ihren besonderen Gegebenheiten anpassen, und kaum noch jemand versuchte, aus einer neuen Welt eine zweite Erde zu machen.

Erschließungsarchitekten wie Karl Prenthane hatten die Aufgabe, solche Anpassungen zu steuern und zu überwachen. Im Fall von Uulema kam es darauf an, die Baumaßnahmen der Cantaro aus der Sicht solcher Architekten zu beurteilen und daraus die langfristigen Ziele der Cantaro zu erkennen.

»Bessere Arbeitsbedingungen hätten wir kaum vorfinden können«, fügte er hinzu.

»Dann brauche ich ja sicherlich nicht mehr lange auf erste Resultate deiner Arbeit zu warten«, bemerkte Adams.

Karl Prenthane lächelte kaum merklich. Er hatte verstanden.

»Keine Sorge«, entgegnete er. »Meine Pause ist beendet.«

Er wandte sich ab und ging in einen der Nebenräume hinüber, in dem weitere Monitoren standen. Auch dieser Raum war nur notdürftig verkleidet worden. An einigen Stellen blickte der nackte Fels durch die aufgeschäumten Isolierstoffe.

Er warf Gucky einen kurzen Blick zu. Der Mausbiber lag in einem für ihn viel zu großen Sessel und schlief. Als Prenthane allerdings an ihm vorbeigegangen war, öffnete er das linke Auge und musterte ihn kurz. Dann seufzte er, schloß das Auge wieder, drehte sich auf die Seite und schnarchte leise.

»Andere könnten allerdings auch ein bißchen mehr tun«, murmelte der Architekt, als er sich auf seinen Stuhl setzte und sich den Monitoren zuwandte. »Seit ich hier bin, pennt der Kleine!«

Marte Escatt lächelte versteckt. Sie kannte Prenthane und wußte, daß er ein etwas gestörtes Verhältnis zu dem

Ilt hatte. Die ungezwungene Art Gucky's ging ihm gegen den Strich. Außerdem schien er sich nicht damit abfinden zu können, daß der Mausbiber zu den Unsterblichen gehörte und daher manches ganz anders sah als er.

»Du solltest vorsichtig sein, Karl«, warnte sie ihn.

Prenthane schürzte die Lippen.

»Ich bin seit mehr als zwanzig Stunden auf den Beinen«, eröffnete er ihr. »Ich könnte mich auch hinhalten und schlafen. Aber das geht jetzt wohl nicht.«

Mürrisch ließ er sich auf seinen Stuhl sinken. Dann schob er seine leere Kaffeetasse zur Seite, die vor ihm zwischen den Monitoren stand.

»Nicht einmal einen vernünftigen Kaffee gibt es hier. Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich geblieben, wo ich war.«

Marte Escatt stand seufzend auf, nahm eine Kaffeekanne, ging hin zu ihm und goß ihm Kaffee ein.

»Er ist sehr stark«, warnte sie ihn. »Du solltest nicht zuviel davon trinken.«

Karl Prenthane antwortete nicht. Er schien noch nicht einmal zu bemerken, daß sie ihn bediente. Er blickte starr auf die Monitoren und verstellte die Optik der beobachtenden Kameras. Auf diese Weise holte er das Bild des Gefangenendlagers näher heran, so daß er besser sehen konnte, was dort geschah. Er konnte dennoch nur feststellen, daß es unruhig im Lager geworden war, weil Roboter einige Gefangene herauspickten und zum provisorischen Gebäude der Gen-Fabrik brachten. Es gelang ihm, die Kameras auszusteuern und einige dieser Gefangenen formatfüllend heranzuholen, doch keines der Gesichter war ihm bekannt.

»Die Witzmaus sollte diese armen Leute lieber rausholen, statt dauernd zu pennen«, murmelte er, griff nach der Tasse und trank sie aus.

»Du bist ungerecht«, tadelte ihn Marte Escatt. »Gucky kann diese Gefangenen gar nicht retten, ohne sich und uns alle zu gefährden.«

»Ach, es ist doch immer dasselbe«, maulte er. »Wenn es um die Arbeit geht,

sind wir dran, dafür stehen dann später bei der Bewertung immer die gleichen Namen in den Geschichtsbüchern. Nur nicht unsere.« Sie lachte.

»Du bist ein Spinner«, erwiderte sie. »Ich höre dir besser gar nicht zu.«

Er antwortete nicht, sondern hantierte mit der linken Hand an den Monitoren herum, während er sich mit der rechten Kaffee einschenkte. Marte Escatt schüttelte lächelnd den Kopf und kehrte zu ihrem Platz zurück. Sie wußte, daß es keinen Sinn hatte, mit ihm zu diskutieren. Gucky öffnete erneut ein Auge. Marte sah verwundert, daß der Stuhl unter Karl Prenthane hervorglitt, ohne daß dieser es merkte.

Der Ilt legte einen Finger vor die Lippen und blinzelte ihr zu.

Sie vergewisserte sich, daß ihr Sitzmöbel noch auf dem richtigen Platz stand, griff nach seiner Lehne und setzte sich.

Prenthanes Stuhl schob sich lautlos noch ein wenig weiter zurück, und der Erschließungsarchitekt schwebte nun frei in der Luft. Er arbeitete an den Monitoren und stürzte eine Tasse Kaffee nach der anderen in sich hinein.

Als er die Kaffeekanne anhob, um sich eine weitere Tasse einzuschenken, blickte Marte auf ihren Monitor. Ihr stockte der Atem. Sie sah eine Gruppe von haushohen Robotern, die sich dem im Berg versteckten Stützpunkt näherten. Zwei mächtige Robotbagger begannen mit dem Aushub. »Sie kommen direkt auf uns zu!« rief sie erschrocken. »Sie wollen irgend etwas bauen, und dazu haben sie sich unseren Berg ausgesucht.« Karl Prenthane schoß hoch. Er hielt Kaffeekanne und Tasse in den Händen und versuchte, den Stuhl zurückzuschieben, auf dem er zu sitzen glaubte. Gucky »vergaß« ihn telekinetisch zu stützen.

Als der Erschließungsarchitekt aufblickte, stand Homer G. Adams vor ihm. Die Spitze seines rechten Fußes war nur Millimeter von der Kaffeepfütze entfernt, die sich auf dem Boden ausgebreitet hatte.

»Man hat mir schon gesagt, daß die

Ablösung nur aus Spitzenleuten besteht», bemerkte er leise.

Der Kaffee floß zur Kanne zurück und verschwand darin. Schmatzend schloß sich der Deckel, während die unversehrte Kaffeetasse über den Boden hüpfte und Karl Prenthane in die Hand sprang.

»Ich glaube nicht, daß wir Zeit für irgendwelche Ablenkungen haben«, warnte Marte Escatt. »Ich fürchte, die Roboter sind in ein paar Minuten hier.«

Während sich Karl Prenthane bebend vor Zorn aufrappelte und Gucky mit wütenden Blicken eindeckte, wandte sich Homer G. Adams dem Monitor zu. Das Bild, das sich ihm bot, war in der Tat erschreckend. Die Robotmaschinen arbeiteten mit beängstigender Geschwindigkeit.

»Es sieht fast so aus, als hätten sie uns entdeckt!« rief Gucky mit schriller Stimme.

»Ausgeschlossen!« Adams schien nicht den geringsten Zweifel zu haben, daß der Stützpunkt bestens abgeschirmt war. »Wir haben alles getan, um das zu verhindern. Außerdem haben diese Maschinen eine derart hohe Eigenstrahlung, daß sie alles andere in diesem Bereich überdecken.«

»Die Roboter sind noch etwa hundertfünfzig Meter von uns entfernt!« stellte Marte ruhig fest. »Wenn sie in diesem Tempo weitermachen, sind sie in spätestens fünfzehn Minuten bei uns.«

»Verdammtd, die Ebene ist wahrhaft groß genug«, wetterte Adams. »Sie haben über 250 Quadratkilometer zur Verfügung. Aber sie müssen sich ausgerechnet diesen Berg vornehmen.«

»Was tun wir?« fragte Marte.

»Wir räumen«, erwiderte er. »Wir setzen uns mit Hilfe der Transmitter ab. Die Spezialgeräte nehmen wir mit. Los, Tempo! Worauf wartet ihr noch?«

Die Männer und Frauen der Widerstandsgruppe WIDDER eilten aus dem Raum. Karl Prenthane wäre beinahe über den Ilt gestolpert.

»Entschuldige!« rief er hastig.

Gucky strahlte ihn an.

»Nicht doch«, erwiderte er. »Ich weiß doch, daß du blöd bist.«

Überraschenderweise lachte Prenthane. Er nahm dem Ilt nicht übel, daß er ihm auf seine Weise geantwortet hatte. .

»Es paßt mir zwar nicht«, sagte er, »aber ich muß dir recht geben.«

Der Mausbiber verstand den Wink, und er revanchierte sich. Als der Architekt über ein Kabel stolperte, fing er ihn telekinetisch ab und verhinderte, daß er zu Boden stürzte.

2.

Tomaskon fühlte sich seltsam leer, als er das provisorische Gebäude betrat. Er blickte gleichgültig zu der Baustelle hinüber, an der das gentechnologische Zentrum entstand, und er fragte sich, weshalb die Cantaro es so eilig hatten mit ihren Experimenten.

»Habt ihr keine Zeit, bis das da drüben fertig ist?«

Veegran antwortete nicht. Mit einer herrischen Geste befahl er ihm, weiterzugehen.

Tomaskon betrat das Haus. Er erwartete, zahlreiche Cantaro zu sehen, die an den gentechnologischen Maschinen arbeiteten. Doch er sah nur zwei Frauen, die an einem Computer saßen und das Geschehen auf den Bildschirmen beobachteten.

Die Maschinen waren in drei kreisförmigen Ebenen übereinander angeordnet. Mehrere Rohre führten tief in den Boden hinein. Eine rötliche Masse bewegte sich pulsierend durch transparente Systeme zu ihnen hin.

Jesco Tomaskon mußte an das denken, was Pete Rumples gesagt hatte.

»Wir haben uns überlegt, wo die Gefangenen bleiben, die dieses Gebäude betreten«, sagte er zu Veegran und zeigte auf die Röhren. »Ich denke, ich weiß es jetzt.«

»Nichts weißt du«, erwiderte der Cantaro. Er sprach ein akzentfreies Interkosmo.

Einer der Roboter öffnete eine Tür und dirigierte Tomaskon in einen mit blitzenden Maschinen ausgestatteten Raum

und zu einem Sessel hin. Veegran setzte sich ihm gegenüber auf einen unpolsterten Hocker.

»Und was jetzt?« fragte der Erschließungsarchitekt.

»Du bist ungeduldig«, erwiderte Veegran. Er wälzte das Stäbchen zwischen seinen Lippen hin und her. Ab und zu öffnete er den Mund, so daß der Terraner seine Zähne sehen konnte. Sie hatten einen eigentümlich gelblichen Ton, der möglicherweise von dem Stab verursacht wurde. Der Anführer der Cantaro machte einen nervösen und ungeduldigen Eindruck. Irgend etwas schien ihn unter Druck zu setzen. Tomaskon fiel auf, daß er blinzelte, als ob er Fremdkörper in den Augen habe. Zudem schien es den Cantaro kaum auf seinem Hocker zu halten. Insofern war der Vorwurf, er sei zu ungeduldig, grotesk. Veegran war derjenige, dem alles zu langsam voranging. Dazu paßte, daß er die gentechnologischen Experimente bereits zu einem Zeitpunkt hatte aufnehmen lassen, an dem das dafür vorgesehene Gebäude noch gar nicht errichtet worden war. Tomaskon fragte sich vergeblich, was diesen Mann derart unter Druck setzte.

»Ich und ungeduldig? Das könntest du besser verstehen, wenn du in meiner Lage wärst«, erwiderte Tomaskon. »Mir sitzt das Messer an der Kehle, und du hast es in der Hand. Umgekehrt wäre es mir lieber.«

Er zuckte zusammen, als etwas seinen Kopf berührte. Er wollte seine Hände heben, um danach zu greifen, konnte es jedoch nicht. Sie blieben auf den Lehnen des Sessels liegen, als wären sie ohne Leben, und es gelang ihm auch nicht, den Kopf in den Nacken zu legen, um nach oben zu sehen. Er hatte die Gewalt über seinen Körper verloren.

Das ist das Ende! dachte er.

*

»Moment noch«, sagte Marte Escatt. »Es könnte wichtig sein.«

Sie schob sich an Homer G. Adams

vorbei und eilte zu den Monitoren zurück. Er folgte ihr langsam. Mit einem kurzen Blick auf einen der Bildschirme überzeugte er sich davon, daß die Roboter mit unverändert hohem Tempo näher rückten. Bis zu ihrem Durchbruch würden nur noch wenige Minuten vergehen. Deutlich spürte er die Erschütterungen, die durch die Maschinen verursacht wurden. Von Minute zu Minute wurden sie stärker.

»Was ist los?« fragte Pedrass Foch, der in diesem Moment hereinkam. Der Freihändler sah verschlafen aus. Der Alarm hatte ihn aus seiner wohlverdienten Ruhe aufgeschreckt. Der stämmig gebaute Mann hatte sich offenbar mühelos gegen den Strom der Fliehenden bewegt.

Adams klärte ihn mit wenigen Worten auf.

»Und gerade ist ein weiteres Raumschiff der Cantaro angekommen«, schloß er. »Es könnte sich um eine der großen Transporteinheiten handeln, die Bauteile einer Großfunkanlage bringen sollen. Wir haben bereits auf diesen Transport gewartet.«

Foch fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht, um die Müdigkeit zu vertreiben.

»Und ausgerechnet jetzt müssen wir weg.« Er blickte auf den Monitor, auf dem sich das Ortungsschild des Großtransporters abzeichnete. »Ich würde denen ganz gern ein wenig ins Handwerk pfuschen.«

Plötzlich wurde es still.

»Was ist los?« fragte Marte Escatt.

»Die Maschinen haben ihre Arbeit eingestellt«, bemerkte Adams.

Sie alle blickten auf die Bildschirme.

»Sie ziehen sich zurück«, sagte Foch.

»Nur noch fünfzig Meter«, stellte Marte Escatt fest. Sie atmete erleichtert auf. »Das war verdammt knapp. Ich dachte, sie brechen gleich durch.«

»Weshalb haben sie aufgehört?« fragte Foch.

»Weil sie gar nicht zu uns durchbrechen wollten«, erwiderte Homer G. Adams. »Sie wissen nicht, daß wir hier sind. Diese Bauarbeiten haben nichts mit uns zu tun.«

Gucky materialisierte neben ihnen.

»Ich habe ihnen gesagt, sie sollen die Transmitter gar nicht erst anstellen«, berichtete er.

»Eine gute Entscheidung«, lobte Adams. »Wir müssen alles vermeiden, was sie auf uns aufmerksam machen könnte. Wir bleiben in Fluchtbereitschaft, werden unseren Rückzug allerdings ein bißchen besser organisieren. Wir warten ab und sehen uns erst mal an, was sie vorhaben.«

»Ich könnte mich draußen ein bißchen umsehen«, schlug der Ilt vor.

»Einverstanden«, erwiderte »Romulus«. »Je mehr Informationen wir haben, desto besser.«

»Nimm mich mit«, bat Pedrass Foch. »Du kannst mich im Gefangenengelager absetzen. Ich möchte mit einigen Leuten reden.«

»Du willst einen Aufstand organisieren?« fragte Adams. »Das laß lieber sein. Ich überlege seit Tagen, was wir für die Gefangenen tun können, aber mir ist nichts eingefallen. Wir können uns nicht mit ihnen belasten. Wir sind vor allem gar nicht in der Lage, sie zu versorgen. Und in Sicherheit bringen können wir sie auch nicht. Es tut mir leid, aber wir haben keine andere Wahl, als sie dort zu lassen, wo sie sind.«

Foch antwortete nicht, aber in seinem Gesicht arbeitete es. Ihm war anzusehen, daß er mit der Entscheidung des Unsterblichen nicht einverstanden war, obwohl er anerkennen mußte, daß sie realistisch war.

»Wir können allenfalls zu einem späteren Zeitpunkt versuchen, den Energiezaun an einigen Stellen zu öffnen und den Gefangenen auf diese Weise Fluchtmöglichkeiten zu verschaffen«, fuhr Adams fort. »Mehr ist nicht drin. Mit 33 Mann können wir uns auf keinen offenen Kampf mit den Cantaro einlassen. Wir wären hoffnungslos unterlegen.«

»Ich verschwinde schon mal«, erklärte der Ilt und teleportierte nach draußen.

Marte Escatt ließ sich in einen Sessel sinken.

»Ich werde auch nach draußen gehen«,

sagte Pedrass Foch. »Diese Baustelle schmeckt mir nicht. Sie gefährdet uns alle. Ich werde sie mir aus der Nähe ansehen.«

»Einverstanden. Vielleicht kannst du zusätzliche Informationen besorgen. Wen möchtest du mitnehmen?«

»Wie war's mit dir, Marte?« fragte Foch. »Hast du Appetit auf ungefilterte Luft?«

»Ich bin dabei«, antwortete sie. In ihren Augen blitzte es unternehmungslustig. Marte Escatt war eine Frau, die überall Beachtung fand. Sie war etwas kleiner als Foch. Ihr schwarzes Haar war vorn und an den Seiten kurz, reichte hinten jedoch bis auf den Rücken herab.

»Ausgezeichnet«, zeigte er sich zufrieden. »Wenn dazu noch Karl Prenthane kommt, sind wir komplett. Er kennt sich mit diesen Baumaschinen aus. Mehr sollten wir nicht sein. Je größer die Gruppe, desto höher die Wahrscheinlichkeit, daß wir entdeckt werden.«

»Das hatte ich befürchtet«, sagte der Erschließungsarchitekt, der sich ihnen unbemerkt genähert hatte. »Für mich gibt es anscheinend immer mehr zu tun als für alle anderen.«

»Es hätte mich gewundert, wenn du nicht gemeckert hättest«, grinste Pedrass Foch. »Also steck dir eine Multitraf ein, und dann nichts wie los. Gucky ist schon draußen.«

»Der hat ja auch lange genug gepennt«, stellte Prenthane mürrisch fest. »Der muß sich bewegen, damit er wieder munter wird.«

Er blickte Foch forschend an.

»Und du siehst auch gerade aus, als ob du direkt aus dem Bett kommst. Ich dagegen...«

Er verstummte verärgert, weil Pedrass Foch und Marte Escatt den Raum verließen, ohne auf seine Worte einzugehen.

»Einige sind doch immer ein wenig schneller als du«, bemerkte Homer G. Adams. »Woran liegt das eigentlich?«

Der Erschließungsarchitekt preßte die Lippen zusammen und folgte den anderen. Er wußte, daß er den kürzeren ziehen

würde, wenn er sich mit »Romulus« auf ein Streitgespräch einließ.

*

Gucky materialisierte zwischen einigen Containern in der Nähe der Gefangenabaracken. Die Transportbehälter waren mit Antigravklammern aus dem Orbit herangebracht worden, wo das Raumschiff der Cantaro auf einer Kreisbahn parkte. Die hufeisenförmigen Klammer setzten die Container ab und stapelten jeweils fünf von ihnen übereinander.

Der Ilt lehnte sich mit dem Rücken an einen der Behälter und blickte an der Reihe der gestapelten Container entlang. Er staunte über die gewaltige Materialmenge, die nach Uulema gebracht wurde.

»Sieht tatsächlich so aus, als wollten die Cantaro hier ganze Fabriken errichten«, sagte er. Er fühlte sich seltsam schwach, ging jedoch darüber hinweg, so wie es seine Art war. Er konzentrierte sich auf das Innere eines Containers und versuchte hineinzuteleportieren. Ihm war, als sei er in eine federnde Wand gesprungen, die ihn augenblicklich zurückschleuderte.

Jetzt konnte er das Schwächegefühl nicht länger ignorieren, das ihn überfallen hatte. Ihm war, als ob irgend etwas an der Teleportation unvollkommen gewesen sei. Dabei störte ihn nicht, daß er zurückgeschleudert worden war. Er führte es darauf zurück, daß der Container bis in den letzten Winkel hinein mit Material gefüllt war.

Er ließ sich zu Boden sinken.

»Was ist los?« piepste er, während es vor seinen Augen flimmerte.

Er fühlte sich so schwach, daß er meinte, sich nicht aufrichten zu können.

Gas! durchfuhr es ihn. Keine Psi-Fallen, denn nach dem Trick mit der Space-Jet rechneten die Cantaro sicher nicht mehr mit psionisch begabten Gegnern.

Er stemmte sich mühsam hoch, stützte sich mit einer Hand am Container ab und schleppte sich daran entlang. Als ihm nicht

besser wurde, versuchte er, sich mittels einer Teleportation in Sicherheit zu bringen. Er peilte einen Hügel an, den er in einer Entfernung von etwa zwei Kilometern sehen konnte, konzentrierte sich und sprang.

Er kam etwa zweihundert Meter weit.

Ein Blitz schien ihn zu treffen. Wieder war da jenes Gefühl, gegen eine federnde Wand zu springen und zurückgeworfen zu werden. Er materialisierte und sank erschöpft auf den Boden.

Ein leichter Wind wehte ihm ins Gesicht. Die Luft roch frisch und angenehm. Er konnte keine Anzeichen von Gas feststellen.

Gucky atmete einige Male tief durch und fühlte sich danach etwas besser. Danach machte er sich keine weiteren Gedanken über seinen Schwächeanfall. Er führte ihn darauf zurück, daß er ausströmendes Gas eingeatmet, nun aber den gefährlichen Bereich verlassen hatte. Er schüttelte den Kopf, um die Benommenheit zu vertreiben, und ging einige Schritte. Danach kam er sich wie befreit vor.

Zwei kastenförmige Roboter arbeiteten an einem Container, der auf einer Anhöhe stand. Mit Hilfe von kleineren Antigravklammern zogen sie Maschinenteile heraus und steckten sie auf einem tiefer gelegenen Fundament zu größeren Einheiten zusammen. Dazu bewegten sie sich über eine

Schräge hinweg, die voller Steine und Verpackungsmaterial lag.

Gucky beobachtete die Automaten, und dann konnte er der Versuchung nicht länger widerstehen. Als sie die Schräge hinabstiegen, um ein Maschinenteil nach unten zu bringen, hob er telekinetisch einen der größeren Steine um einige Zentimeter an. Das geschah gerade in dem Moment, in dem einer der beiden Roboter seine Füße darüber hinwegheben wollte. Der Automat stieß gegen den Stein, verlor das Gleichgewicht, stürzte zu Boden und rollte sich überschlagend die Schräge hinunter. Der Roboter hätte sich sicherlich nicht so schnell bewegt, wenn der Ilt nicht ein wenig nachgeholfen hätte. So prallte er

am Ende seines Weges gegen einen Felsbrocken. Es krachte vernehmlich. Der Roboter zappelte hilflos mit seinen vier Beinen - und gab seinen Geist auf.

Der zweite Roboter wollte ihm zu Hilfe eilen, stolperte jedoch ebenfalls und erlitt das gleiche Schicksal.

Gucky blickte sie unzufrieden an. Er wunderte sich darüber, daß die Zerstörung der beiden Roboter ihm nicht den gewohnten Spaß gemacht hatte. Das Gefühl der Schwäche war wieder da.

»Was seid ihr bloß für miese Typen«, fuhr er die Robotwracks an. »Nicht einmal den kleinen Spaß gönnt ihr mir!«

Er ging watschelnd an ihnen vorbei zu dem Container hin und kletterte hinein. Telekinetisch riß er die Verpackung der verschiedenen Maschinenteile auf und versuchte zu erkennen, was die Cantaro nach Uulema brachten. Es gelang ihm nicht.

»Es genügt nicht, ein paar wenige Teile zu sehen«, bemerkte er. »Daraus läßt sich nichts schließen. Ich hätte warten sollen, bis die Roboter größere Einheiten zusammengebaut haben.«

Dazu war es jetzt zu spät. Als er den Container verließ, bemerkte er bereits vier Roboter des gleichen Typs, die sich ihm schnell näherten. Er teleportierte sich hinter einige Transportbehälter, weil er hoffte, von dort aus alles beobachten zu können, ohne selbst gesehen zu werden.

Doch zunächst kam er nicht dazu, irgend etwas zu beobachten.

Ihm war, als habe er sich bis an die Grenzen seiner parapsychischen Kapazität belastet. Als er in seinem selbstgewählten Versteck ankam, fühlte er sich so schwach, daß er sich nicht auf den Beinen halten konnte und zu Boden stürzte. Schwer atmend blieb er liegen, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß niemand in seiner Nähe war.

Schlagartig wurde ihm klar, daß seine Schwächeanfälle nichts mit der betäubenden Wirkung von Gas zu tun hatten. Sie waren eindeutig eine Folge seiner parapsychischen Anstrengungen.

Geradezu fassungslos horchte er in sich

hinein.

Er sah sich einem Phänomen gegenüber, für das er keine Erklärung hatte. Seine parapsychischen Leistungen der letzten Minuten waren so gering, daß er eigentlich überhaupt keinen Energieverlust hätte feststellen dürfen.

Irgend etwas stimmt nicht, dachte er erschrocken. Mir ist, als ob mir jemand das Blut aus den Adern saugt!

Unwillkürlich sah er seine Schwäche im Zusammenhang mit den Maschinen, die in den Containern herangebracht worden waren. Es war nicht auszuschließen, daß der schwächende Einfluß von ihnen ausgehen könnte.

Er schaltete den Antigrav seines Schutzzugs ein und schwebte an den Transportbehältern entlang auf die Berge zu. Als er auf diese Weise etwa zwei Kilometer zurückgelegt hat-

te, kam er in die Nähe eines Gebäudes, das offenbar als Provisorium gedacht war. Er ließ sich auf den Boden sinken und schaltete den Antigrav ab.

Zwei Männer und zwei pyramidenförmige Roboter verließen das Gebäude. Einen von ihnen identifizierte der Ilt sofort als einen Cantaro. Der zweite Mann war terranischer Abstammung. Sein Schädel war völlig kahl. Mit unsicheren Schritten ging er vor dem Cantaro auf das Gefangenengelager zu.

Der Ilt versuchte gar nicht erst, die Gedanken des Cantaro zu erfassen. Viele Körperfunktionen des Droiden wurden von syntronischen Modulen gesteuert. Er besaß ein organisches Gehirn, daß er jedoch bei Bedarf auf eine Ansammlung von syntronischen Prozessoren umschalten konnte. Somit war er in der Lage, sich der telepathischen Sondierung zu entziehen.

Gucky richtete sein Augenmerk auf den glatzköpfigen Mann.

Er fand heraus, daß er Jesco Tomaskon hieß. Die Cantaro hatten ihn verhört und ihm zum Abschluß der Tortur den Kopf kahlgeschoren. Darüber war er im höchsten Maß erbost.

Gucky erfuhr auch, daß es sich bei dem Cantaro an Jescos Seite um niemand

Geringeren als Veegran, den Arbeiterführer, handelte. Das war aber auch schon alles.

Er konnte es nicht fassen. Normalerweise hätten die Gedanken dieses Mannes offen vor ihm liegen müssen. Tomaskon war keineswegs mentalstabilisiert. Doch es gelang dem Mausbiber nicht, tiefer in seine Gedanken einzudringen. Seltsamerweise schien die Ursache dafür jedoch nicht ausschließlich bei Tomaskon zu liegen, sondern vor allem bei ihm selbst.

Er war zu schwach, um ihn telepathisch ausloten zu können!

Gucky beobachtete die beiden Männer, bis sie den Energiezaun erreicht hatten. Eine Strukturlücke bildete sich, und einer der Roboter versetzte Tomaskon einen Tritt. Der Mann schrie auf. Er warf die Arme nach vorn, stürzte und rollte über den Boden. Die Strukturlücke schloß sich, und während der Kahlköpfige fluchend aufsprang, drehte Veegran sich um und ging davon.

*

Der Wald hallte wider von dem Geschrei zahlreicher Tiere, als Pedrass Foch, Marte Escatt und Karl Prenthane den versteckten Stützpunkt im Berg verließen. Sie trugen leichte Schutzanzüge, die mit Gravo-Paks versehen waren. Lautlos schwebten sie durch das Gebüsch.

Karl Prenthane hob warnend die Hand, als eine etwa zehn Meter lange Echse vor ihnen auftauchte. Leise zischelnd schob sich das gepanzerte Ungetüm durch das Unterholz, zeigte jedoch nicht das geringste Interesse für die Menschen.

»Das Biest scheint satt zu sein«, stellte Marte Escatt fest. »Sieh dir den dicken Bauch an.«

»Schade, daß diese Monster keine Roboter fressen«, bedauerte Pedrass Foch. »Sie fänden reichlich Nahrung im Lager der Cantaro.«

»Gut, daß die Gefangenen durch den Energiezaun geschützt werden«, sagte

Prenthane, »sonst würden sich wohl Hunderte von diesen Echsen hier herumtreiben, um leichte Beute zu machen.«

Marte Escatt fühlte, wie es ihr bei diesen Worten kalt über den Rücken lief. Bisher hatte sie noch nicht daran gedacht, daß man den Energiezaun auch so sehen konnte. Er war nur ein Mittel für sie gewesen, die Gefangenen an der Flucht zu hindern.

»Diesen Gedanken führen wir besser nicht noch weiter aus«, bemerkte Foch kühl. Er warf Prenthane einen tadelnden Blick zu. »Sonst fühlen wir uns den Cantaro gegenüber noch zu Dank verpflichtet, weil sie so freundlich sind, die Gefangenen vor ihrer schrecklichen Umwelt zu schützen.«

Der Erschließungsarchitekt preßte ärgerlich die Lippen zusammen. Er stieg bis zu den Wipfeln der Schachtelhalmbäume auf, um in sicherem Abstand über die Echse hinwegzugleiten.

»Verdammst noch mal, warum gehst du nicht gleich so hoch, daß die Cantaro dich noch besser sehen können?« rief Foch ihm zu. Er wich dem Raubtier seitlich aus und blieb in der sicheren Deckung.

Karl Prenthane ließ sich sinken und wartete, bis sie bei ihm waren.

»Leichtsinn gefährdet uns alle«, fuhr Pedrass Foch ihn an. Seine wäßrig-blauen Augen strahlten eine Kälte aus, die Prenthane erschrocken zusammenfahren ließ. »Noch einen solchen Fehler, und ich schicke dich in den Stützpunkt zurück.«

»Tut mir leid«, sagte der Architekt.

»Schon gut.« Foch schien den Zwischenfall vergessen zu haben. »Weiter! Ich fürchte, wir haben nur wenig Zeit. Die Arbeiten an der Baustelle vor unserem Stützpunkt könnten schon bald weitergehen, und ich möchte, daß wir agieren und nicht nur reagieren. Die Initiative muß bei uns liegen.«

Sie waren nur knapp zweihundert Meter von der Baustelle entfernt. Zur Zeit war es dort ruhig.

Karl Prenthane blieb jetzt in unmittelbarer Nähe von Foch und der

jungen Frau. Er wollte eich nicht noch einmal der Kritik aussetzen. Doch die Tierwelt dieses noch jungen Planeten beunruhigte ihn. Er blickte zu den Zweigen der Bäume hoch und sah überall kleine Flugechsen sitzen. Vögel schien es noch nicht zu geben. Die meisten der Echsen knabberten auf der Suche nach Insekten an der Rinde der Bäume,

Pedrass Foch bemerkte sein Interesse für die Tiere.

»Zum Glück beachten sie uns nicht«, sagte er. »Ich war mal auf einem Planeten, da spielten die Tiere verrückt, wenn wir in ihrer Nähe auftauchten. Es war unmöglich, sich unbemerkt einem gegnerischen Stützpunkt zu nähern. Die Tiere machten einen solchen Lärm, daß wir uns zurückziehen mußten.«

Sie glitten durch den Graben an der Flanke des Berges, gut gedeckt durch Bäume und Büsche. Immer wieder entdeckten sie Echsen der unterschiedlichsten Art, die im Unterholz lauerten. Die meisten waren ihrer Umgebung farblich so gut angepaßt, daß sie nur schwer auszumachen waren.

Marte Escatt mußte an die Gefangenen denken, denen die Flucht in die Wildnis gelungen war. Sie selbst hatte den Ausbruch nicht beobachtet, weil sie zu dem Zeitpunkt noch an Bord der QUEEN LIBERTY gewesen war, aber sie hatte davon gehört. Sie hatte sich nicht viel Gedanken darüber gemacht, was aus den Entkommenen geworden war. Jetzt zweifelte sie daran, daß sie überlebt hatten. Unbewaffnet konnten sie sich nicht gegen die über, all lauernden Raubtiere behaupten.

Pedrass Foch hob warnend einen Arm. Sie hatten sich der Baustelle bis auf wenige Meter genähert und konnten einige Baumaschinen durch das Laub der Bäume sehen.

Marte Escatt schob sich langsam vor. Sie war Kybernetikerin. Ihr oblag es, herauszufinden, mit wieviel Intelligenz die Automaten der Cantaro ausgestattet waren. Nach dem Grad der Intelligenz konnte ihre Gefährlichkeit eingestuft werden.

Plötzlich raschelte es neben ihr, und ein eiförmiger Roboter stemmte sich auf vier teleskopartigen Beinen nach oben. In einer seiner drei Hände hielt er einen Energiestrahler.

Marte Escatt wurde aufmerksam, als sich das Licht der Sonne Uulemas in seinen Linsen spiegelte. Zu diesem Zeitpunkt reagierte Karl Prenthane bereits. Er schoß mit seiner auf Desintegratorwirkung justierten Waffe auf den Roboter und zerstörte ihn. Es krachte laut, als die Maschine in das Unterholz stürzte.

Pedrass Foch beschleunigte und jagte zu dem Roboter hinüber. Er glitt neben ihm ins Gebüsch und zerstrahlte ihn mit seiner Waffe, bis nur noch ein Häufchen graue Asche übrig war.

»Wo hast du ihn getroffen?« fragte Marte.

»Im oberen Bereich«, antwortete der Erschließungsarchitekt. »Oben an diesem eiförmigen Körper. Warum willst du das wissen?«

»Wenn du seinen Computer getroffen hast, war er nicht mehr in der Lage, eine Meldung durchzugeben«, erläuterte sie. »Hat seine zentrale Intelligenz jedoch noch eine Minute lang existiert, dann sind die Cantaro jetzt informiert.«

»Ich mußte schießen«, verteidigte sich Prenthane. »Das Ding hat auf Marte gezielt.«

»Niemand macht dir einen Vorwurf«, erklärte Pedrass Foch. »Es geht nur darum, daß wir von hier verschwinden müssen. Es könnte sein, daß in ein paar Minuten Dutzende von Robotern hier sind, um die Spuren zu sichern. Wir müssen verhindern, daß sie den Weg zum Eingang des Stützpunkts finden.«

Er beschleunigte, und sie zogen sich weiter in den Wald zurück, der ihnen genügend Deckung bot. Sie umgingen die Baustelle, indem sie den Berg in weitem Bogen umkreisten. Dann näherten sie sich ihr von der gegenüberliegenden Seite.

»Es hat sich nichts verändert«, flüsterte Prenthane. »Es sieht nicht so aus, als hätten sie etwas bemerkt.«

Tatsächlich lag die Baustelle still vor

ihnen. Die mächtigen Robotbagger rührten sich nicht. Sie hatten ein gewaltiges Loch in die Flanke des Berges gegraben und den Boden planiert. »Und es ist nicht zu erkennen, wie es weitergehen soll«, sagte Foch. »Ist das nun alles? Oder graben sie sich weiter in den Berg, um ein Versteck anzulegen?«

»Wir müssen das herausfinden«, entgegnete Marte Escatt leise. »Dazu müßte ich einen der Computer anzapfen.«

»Das wird sie aufscheuchen«, gab Karl Prenthane zu bedenken. Sie blickte Foch an. »Wollen wir es riskieren?« Er zögerte.

»Was machst du, wenn sie dich erwischen?« fragte er dann.

»Ich behaupte, zu den Gefangenen zu gehören«, erwiederte sie. »Keine Angst. Ich werde es durchstehen, wenn sie mich verhören.«

»Seht euch die Baumaschinen genau an«, empfahl Prenthane. Sein hageres Gesicht rötete sich, und Schweißtropfen bedeckten seine Stirn, obwohl es nicht sonderlich warm war. »Sie stehen so, daß jede von ihnen wenigstens eine andere überwachen kann. Lediglich die kleine, bucklige Maschine dort drüben steht etwas abseits.«

»Sie wird durch einige Büsche abgedeckt«, stellte Foch fest. »Sie könnte ein geeignetes Ziel sein.«

»Sie ist ein Falle«, behauptete der Erschließungsarchitekt. »Wenn wir uns an sie heranwagen, lösen wir den Alarm aus.«

»Das ist eine Vermutung von dir«, stellte Foch fest.

»Sicher«, gab Prenthane zu. »Dennoch ist für mich klar, daß es eine Falle ist. Wir sollten uns für die Riesenschaufel entscheiden, die da drüben steht. Wenn mich nicht alles täuscht, befindet sich ihre zentrale Steuereinheit dicht über ihrem Mikrogravitator. Und der sitzt so tief, daß wir uns der Schaufel nähern können, ohne von den anderen Robotern bemerkt zu werden.«

Marte Escatt nickte ihm anerkennend zu.

»Du hast recht, Karl«, sagte sie. »Eine ausgezeichnete Analyse. Ich werde es Versuchen.«

Sie ließ sich nach vorn sinken und glitt lautlos davon. Sie bewegte sich mit Hilfe ihres Gravo-Paks so geschickt durch das Unterholz, daß sich nirgendwo ein Blatt regte.

3.

Dennis Petar packte den kahlköpfigen Mann bei den Schultern und blickte ihn forschend in die Augen.

»Wer bist du?« fragte er. »Und was haben sie mit dir gemacht?«

Jesco Tomaskon griff sich nach dem Kinn und versuchte, so wie er es seit Jahren gewohnt war, seine Bartenden über die Schultern zurückzustreichen. Mitten in der Bewegung hielt er inne und begann zu fluchen.

»Sie haben mich kahlgeschoren«, sagte er. »Sieh dir das an! Nicht mal an den Augenbrauen haben sie mir ein paar Haare gelassen. Ein Wunder, daß sie mir nicht auch noch die Wimpern abgeschnitten haben.«

»Tomaskon?« Der Waffenmeister schüttelte zweifelnd den Kopf. »Du bist Jesco Tomaskon?«

»Bist du blind?« fauchte der Kahlköpfige ihn an.

»Ohne Bart siehst du viel jünger aus«, stellte Dennis Petar fest. »Ich erkenne dich nur an den Augen. Und auch das ist nicht leicht, weil du überall blaue Flecken hast.«

»Sie haben mich geprügelt«, berichtete Tomaskon. »Sie haben einen ihrer

Roboter auf mich angesetzt, und der hat mich geschlagen, bis ich nicht mehr stehen konnte. Aber das schwöre ich dir: Dafür werden sie bezahlen!«

Mit hängenden Schultern schob sich Pete Rumples an den Neugierigen vorbei, die Tomaskon umgaben.

»Wenigstens haben sie dich nicht umgebracht«, sagte er.

»Ich wollte, sie hätten es getan«, antwortete Tomaskon wütend. »Dann wäre es für mich vorbei gewesen. Ich frage mich nur, warum sie ausgerechnet mich herausgefischt haben.«

Er blickte in die Runde, stieß jedoch überall auf Unverständnis. Es schien niemanden unter den Gefangenen zu geben, der begriff, was er sagen wollte.

»Es muß jemanden unter uns geben, der mit ihnen zusammenarbeitet«, erklärte er.

Dennis Petar packte ihn am Arm. »So eine Beschuldigung erhebt man nicht ohne weiteres.«

Tomaskon schüttelte die Hand ab.

»Ich habe einige Dinge gesagt, die den Cantaro offenbar nicht gefallen haben. Daraufhin ist dieser Veegran zu uns gekommen. Er ist immerhin der Arbeiterführer, der höchste aller Droiden auf Uulema.«

»Ja - und?«

»Ihr habt ihn gesehen. Er könnte ein Terraner sein. Ein Mensch wie wir. Er könnte sich in anderer Kleidung unter uns bewegen und würde nicht auffallen.« Erneut blickte er in die Runde. Mittlerweile hatten sich weit mehr als hundert Männer und Frauen um ihn versammelt. Die meisten waren terranischer Abstammung, aber es gab auch einige Springer, Aras, Akonen, Arkoniden, Blues und einige Vertreter anderer galaktischer Völker unter ihnen. »Er könnte aber auch eine andere Maske tragen. Wer weiß das schon?«

Der Waffenmeister war blaß geworden.

»Du hast recht«, erwiederte er. »Wir haben automatisch vorausgesetzt, daß es Cantaro nur außerhalb des Energiezauns gibt, nicht aber unter uns. Wir sollten umdenken und ein bißchen aufmerksamer sein.«

»Ich habe es mir überlegt, als ich bei ihnen war!« rief Tomaskon, wobei er eine Faust in die Höhe streckte. »Ich habe mit nur wenigen Leuten gesprochen, bevor ich abgeführt wurde. Alles in allem waren es vielleicht zwanzig Männer und Frauen. Einer von ihnen muß ein Spion der Cantaro sein.«

»Mag ja sein«, entgegnete Pete Rumples, »aber das können wir jetzt nicht mehr herausfinden.«

»Oh doch«, widersprach der Kahlköpfige. »Ich weiß zum Beispiel, daß

du dagewesen bist. Pete war auch da. Ihr müßtet euch an einige andere erinnern, und diese wiederum an jene, die sie kennen. Wenn wir alle befragen, wissen wir bald Bescheid.«

Pete Rumples schüttelte den Kopf, drehte sich um und entfernte sich langsam. Er sah nicht, daß Tomaskon den anderen ein Handzeichen gab, doch er wurde aufmerksam, als plötzlich alle vor ihm zurückwichen.

Er blieb stehen.

»Was ist los?« fragte er verstört.

»Das möchten wir von dir wissen«, erwiederte Dennis Petar.

»Mich würde interessieren, ob du nur auf >trübe Tasse< machst, oder ob du wirklich eine bist«, erklärte Tomaskon.

Rumples blickte ihn an und entfernte sich rückwärts schreitend von ihm, bis er gegen einen hochgewachsenen Mann prallte, der sich ihm in den Weg gestellt hatte.

»Was wollt ihr von mir?« fragte er. »Ich bin ein Gefangener wie ihr auch.«

»Das ist es eben, was wir bezweifeln«, antwortete der Kahlköpfige. Er ging mit ausgreifenden Schritten auf ihn zu und wollte ihn packen. Rumples sprang jedoch zur Seite und rannte

durch die Menge. Er kam etwa zwanzig Meter weit, dann stellte ihm eine junge Frau ein Bein, und er stürzte kopfüber zu Boden.

Im nächsten Moment war Tomaskon über ihm.

»Du bist ein Produkt der Cantaro«, rief er keuchend. »Du meldest ihnen alles, was wir bereden.«

Pete Rumples entwickelte überraschend ungeahnte Kräfte. Seine Gestalt straffte sich. Seine Arme flogen förmlich auseinander, und Jesco Tomaskon wirbelte wie ein Spielball durch die Luft. Seine Hand hatte sich in der Kombination von Rumples verkrallt. Der Stoff zerriß, und die Reste der Kombination glitten über die Schultern nach vorn. Dabei wurde ein Quadrat mit dunklerer Hautfärbung sichtbar.

»Er ist ein Androide!« brüllte Dennis

Petar. Er packte einen herumliegenden Ast, wirbelte ihn einmal um den Kopf und schlug zu. Rumples versuchte auszuweichen, doch der Ast traf ihn an der Stirn und schleuderte ihn zurück. Er taumelte, fiel jedoch nicht.

Tomaskon sprang wie von der Feder geschnellt hoch. Er warf sich von hinten an den Androiden und hieb mit beiden Fäusten auf das Quadrat ein. Damit fällte er das Kunstwesen.

»Vorsicht«, warnte der Waffenmeister. »Ich habe keine Ahnung, was passiert, wenn ihr Spion stirbt.«

Die Gefangenen wichen vor Rumples zurück. Nur Tomaskon blieb bei ihm. Er bohrte ihm die Finger in den Rücken, bis er die Kante einer Platte fühlte. Er drückte die Finger darunter, bis er die Platte fassen konnte. Dann riß er sie heraus.

»Regt euch nur nicht auf«, sagte er, als er einige entsetzt aufstöhnen hörte. »Dies ist kein von Gott geschaffenes Wesen.«

»Dreh ihn herum«, bat Petar, der nun zu dem Kahlköpfigen kam.

Tomaskon packte den Agenten und wälzte ihn auf den Rücken herum.

»Er ist tot«, sagte der Waffenmeister.

Er ließ sich neben ihm in die Hocke sinken und tastete den Hals des Androiden ab, um nach dem Puls zu fühlen, gab jedoch sehr schnell auf.

»Ich hatte recht. Es war ein Verräter unter uns, der alles gemeldet hat, was wir besprochen haben«, bemerkte Tomaskon. »Und ich frage mich, ob er der einzige war.«

*

Marte Escatt spürte plötzlich, daß sich etwas verändert hatte. Sie war nur noch wenige Meter von der Baumaschine entfernt. Eigentlich hätte Karl Prenthane ihr folgen müssen, doch er blieb bei Pedrass Foch.

Die junge Frau verharrte vor der Maschine und horchte. Ruhig atmete sie durch die Nase. Sehr bewußt nahm sie die fremdartigen Gerüche ihrer Umgebung in

sich auf. Ein leichter Wind wehte ihr entgegen. Er brachte einen eigenartigen Duft mit sich, der ein Gefühl des Unbehagens in ihr erweckte.

Vorsichtig sah sie sich um.

Eine handlange Eidechse schoß unter einigen herabgefallenen Blättern hervor und schoß leise raschelnd davon. Ihr Rücken leuchtete und funkelte grün und blau,

Marte lächelte,

»Nur keine Angst«, wisperte sie. »Ich tu' dir nichts.«

Lautlos glitt sie weiter, bis ihre Fingerspitzen die Maschine berühren konnten. Sie sah die Stelle, die Karl Prenthane ihr bezeichnet hatte, und sie wunderte sich ein wenig, daß er nicht mitgekommen war,

Ein warmer, übelriechender Windhauch strich über ihr Gesicht. Erschrocken drehte sie sich herum und sah sich um.

»Da ist irgend etwas«, flüsterte sie kaum hörbar in ihr Mikro.

»Ich sehe nichts«, antwortete die Stimme Fochs aus den Ohrhörern.

»Paßt auf«, bat sie. »Ich habe das Gefühl, daß es ganz in der Nähe ist.« Sie wandte sich der Baumaschine wieder zu und öffnete das Fach unter dem Mikrogravitator. Die Computerkonsole lag offen vor ihm. Sie griff danach, um die Speichereinheit herauszufahren und zu entnehmen.

Wieder traf sie der übelriechende Lufthauch. Der Magen krampfte sich ihr zusammen, und sie meinte, nicht mehr atmen zu können. Während sie noch zögerte, die Speichereinheit herauszunehmen, brach unmittelbar neben ihr der Boden auf, und ein riesiger Vogelkopf hob sich ihr brüllend entgegen. Sie sah einen scharf gebogenen Schnabel, der wenigstens so groß war wie sie selbst.

Das kann nicht sein! schrie es in ihr. *Es gibt keine Vögel auf diesem Planeten!*

Sie riß die Speichereinheit heraus. Es war eine daumengroße, hauchdünne Scheibe. Dann versuchte sie, dem vermeintlichen Vogel auszuweichen. Doch sie war zu langsam. Ein Schnabelhieb traf

sie mit schmerzhafter Wucht im Rücken. Sie hörte es laut knacken, dann schien sich der Boden unter ihr zu öffnen. Sie verlor die Kontrolle über ihren Schutzanzug und stürzte der Länge nach auf den Boden.

Er hat mein Gravo-Pak getroffen! erkannte sie, während sie sich ihrer ganzen Hilflosigkeit bewußt wurde,

Brüllend bäumte sich das Tier unter ihr auf, drückte sie zur Seite hinweg und schob eine riesige, mit scharfen Krallen bestückte Pranke aus dem Erdreich hervor. Ein mächtiger, dicht behaarter Körper wurde sichtbar. Marte Escatt rollte hilflos durch die Büsche. Vergeblich versuchte sie, sich abzufangen. Ihr Sturz endete erst, als sie gegen einen verfaulenden Baumstamm prallte, der im Unterholz lag. Sie hörte es krachen, und dann wirbelten stinkendes Holz und Hunderte von Insekten und Würmern über sie hinweg.

Ihre Augen weiteten sich.

Der vermeintliche Vogel erwies sich als riesige Echse, die zwei muskulöse Laufarme und zwei verkrümmte Stützarme hatte. Ihr behaarter Schwanz endete in einem ganzen Bündel von schuppenbesetzten Stacheln, die metertief in Löcher in den Boden rissen, wo sie aufschlugen.

Marte Escatt schrie entsetzt auf, als sie aufspringen wollte, der Schwanz peitschend über sie hinwegflog und die Stacheln sie nur um wenige Zentimeter verfehlten.

»Meine Güte, bleib liegen!« schrie Pedrass Foch ihr zu. »Siehst du denn nicht, was los ist?«

Zusammen mit Karl Prenthane stand er in der Deckung einiger Bäume, und jetzt begriff Marte, was er meinte. Aus der Höhle neben der Maschine schnellten sich Dutzende von faustgroßen Echsen hervor. Sie alle hatten diesen charakteristischen Vogelkopf mit dem scharf gebogenen Schnabel. An einigen von ihnen klebten noch die Reste von Eierschalen.

Verflixt, dachte sie erschrocken. Ich bin ausgerechnet an ein Nest dieser Biester geraten!

»Nicht schießen, solange wir es

irgendwie vermeiden können!« befahl Pedrass Foch über Funk. »Wir dürfen die Cantaro nicht auf uns aufmerksam machen.«

»Du hast gut reden«, stöhnte sie und bückte sich, um einem peitschenden Schwanzhieb auszuweichen. »Dich greift diese Bestie ja nicht an.«

Auf allen vieren kroch sie rückwärts von dem Saurier weg, und sie atmete erleichtert auf, als dieser ihr nicht folgte. Er hatte offenbar nichts anderes im Sinn, als seine Brut zu sichern.

»Immer die Nerven behalten!« rief Karl Prenthane. »Wir müssen die Informationen aus der Maschine haben.«

Marte zuckte zusammen. Erst jetzt erinnerte sie sich wieder daran, daß sie den Datenträger aus dem Computer entnommen hatte.

Wo war er geblieben?

*

Gucky hockte zwischen zwei Containern und beobachtete das Geschehen im Gefangenengelager.

Was sich bei den Gefangenen ereignete, war ohne Bedeutung für ihn. Wichtig war nur, was in den Transportbehältern nach Ulema kam, und das hatte er bis jetzt noch nicht herausgefunden.

Um sich einer eventuellen Ortung so wenig wie möglich auszusetzen, ging er etwa fünfzig Meter weit, dann war er so erschöpft, daß er sich wieder setzen mußte. Er befand sich am Ende einer langen Container-Reihe. Von hier aus konnte er zu der Baustelle nahe dem WIDDER-Stützpunkt auf der einen und bis zum Meer auf der anderen Seite sehen. Er erkannte, daß die Cantaro planten, einen Raumhafen auf der Meerseite der Ebene anzulegen. Dort arbeiteten große Robotmaschinen daran, eine große Fläche zu planieren und für eine befestigte Landebahn vorzubereiten. Andere Maschinen richteten ein Fundament für verschiedene Gebäude ein. Mehrere Lagerhäuser sollten offenbar die Grenze zwischen dem Raumhafen und

diesem Teil der Anlage bilden.

Wohin der Ilt auch sah, überall waren Roboter an der Arbeit.

»Die Cantaro haben es eilig«, stellte er fest. »Sie verschenken keine Zeit.«

Eine etwa dreißig Meter lange Verladeeinheit, die sich auf zwei Walzen bewegte, näherte sich ihm. An ihrem vorderen Ende ragte eine Metallstange in die Höhe, an deren Ende sich eine mit zahlreichen Linsen versehene Kugel bewegte.

Gucky fuhr zurück und preßte sich in den Schatten eines Containers. Erschrocken fragte er sich, ob er von der Optik dieses Roboters erfaßt worden war.

Der Roboter rollte näher, und der Ilt schaltete seinen Antigrav ein, um sich schneller und müheloser bewegen zu können. Fast augenblicklich heulte es bei dem Automaten auf. Der Ilt reagierte sofort und schaltete das Gerät wieder ab. Dann nahm er alle Kräfte zusammen und teleportierte sich zu einer etwa fünfhundert Meter entfernten Container-Reihe hinüber.

Er materialisierte am Rand eines steil abfallenden Walls, und bevor er sich's versah, rutschte er über die sandige Seite in die Tiefe direkt auf zwei spinnenförmige Roboter zu. Die beiden Maschinen hoben jeweils zwei ihrer Arme und streckten ihm scharfe Greifklauen entgegen.

Unter normalen Umständen hätte der Ilt die beiden Maschinen telekinetisch neutralisiert und an einer Alarmmeldung gehindert. Doch er fühlte sich so schwach, daß er gar nicht erst versuchte, seine parapsychische Kapazität zu nutzen. Er setzte seinen Kombistrahler ein und zerstörte die beiden Roboter mit gezielten Schüssen.

»Hoffentlich seid ihr nicht auf den dummen Gedanken gekommen, mein Bild in die Zentrale der Cantaro durchzugeben«, krähte er und heftete die Waffe wieder an seine Hüfte.

Er drehte sich um und sah, daß er in die unmittelbare Nähe von einigen Containern gesprungen war, deren Ladetüren offenstanden. Die Schutzhüllen von einigen Teilen der Ladung waren bereits

entfernt worden.

»Na also!« rief er. »Genau das habe ich gesucht.«

Angesichts der Möglichkeit, schnell zu wichtigen Informationen zu kommen, ließ der Mausbiber alle Vorsicht fallen, schaltete seinen Antigrav ein und schwebte zu den Containern hoch, um auf einer der Maschinen zu landen. Während er damit begann, sie zu untersuchen, blickte er flüchtig auf. Er bemerkte, daß sich ihm Roboter aller Art von buchstäblich allen Richtungen näherten.

»Tut mir leid, Romulus«, lispelte er. »Jetzt werden sie mich doch erkennen und somit begreifen, daß wir diese schöne Welt noch nicht verlassen haben.«

Da er zu dem Ergebnis kam, daß er wenigstens noch zwei Minuten hatte, bis die Roboter gefährlich nahe gekommen waren, setzte er seine Untersuchung fort. Er legte sich auf einige Büsche als kritische Grenze fest und beschloß, die Flucht erst dann anzutreten, wenn die Roboter diese erreicht hatten. Als ihm nur noch wenige Sekunden davon trennten, machte er die entscheidende Entdeckung. Er fand ein Gerät, das er auf Anhieb identifizieren konnte.

»Bully soll mich Iltis nennen, wenn das nicht zu einer Hyperfunkanlage gehört«, sagte er laut. »Und Karl Prenthane werde ich ungeschoren lassen, wenn er mich noch einmal als Witzmaus bezeichnet!«

Er sprang von der Höhe der Geräte in die Tiefe, schaltete dabei sein Antigrav-Pak ein und beschleunigte. Er raste über die Roboter hinweg und schleuderte dabei ein kleines Teil auf sie, das er mitgenommen hatte. Einer der Automaten richtete einen Energiestrahler auf ihn. Bevor er schießen konnte, rettete sich der Ilt mit einer

Teleportation. Er reagierte instinktiv und ohne lange über sein Ziel nachzudenken, so wie er es oft genug getan hatte. Doch dieses Mal kam er nicht so weit, wie er es wollte. Er materialisierte am Rand des Energiezauns, und er fühlte sich so schwach, daß er für Sekunden das Bewußtsein verlor.

Irgendwo auf der Großbaustelle heulte

eine Sirene. Aus einem der provisorischen Gebäude kamen zehn Cantaro hervor. Sie sahen alle wie Terraner aus. Ihr auffallendstes Merkmal waren die weit auseinanderstehenden Augen. Sie bewegten sich mit Mikrogravitatoren zu dem Container hinüber, an dem der Mausbiber von den Robotern entdeckt worden war.

Als' der Ilt zu sich kam, wußte er zunächst nicht, wo er war.

»He, Kleiner!« schrie jemand in seiner Nähe.

Er blinzelte. Obwohl die Sonne schon tief am Horizont stand, schien die Luft vor ihm vor Hitze zu flimmern, so daß sie die Umrisse der Männer verzerrte, die nur wenige Schritte von ihm entfernt waren.

»Was ist los mit dir, Kleiner?« fragte die gleiche Stimme.

Gucky atmete einige Male tief durch. Seine Sinne klärten sich. Er erkannte, daß er sich unmittelbar am Energiezaun zum Gefangenenzlager befand. Auf der anderen Seite der Barriere standen etwa zwanzig Männer und Frauen. Sie blickten zu ihm herüber. Ein nur etwa anderthalb Meter großer Mann mit Schulterlangen, rotblonden Haaren und einer feuerroten Nase winkte ihm zu. Er war es, dessen Stimme er gehört hat.

»Bist du nicht in Ordnung?« fragte der Mann. »Komm her zu uns. Wir helfen dir. Keiner von denen rechnet damit, daß du bei uns bist.«

Gucky drehte sich einmal um sich selbst. Er war durch einige Container gedeckt. Er konnte keine Roboter sehen, zweifelte jedoch nicht daran, daß sie ihn suchten. Zunächst wollte er den Zaun mit Hilfe seines Antigrav-Paks überwinden, sagte sich dann jedoch, daß seine Verfolger ihn sehen würden, wenn er so hoch aufstieg. Er entschloß sich zu einer weiteren Teleportation.

»Ich komme rüber!« rief er den Gefangenen zu. »Versteckt mich. Mir geht es nicht gut.«

Er sprang - und hatte das Gefühl, in einem Sumpf zu versinken. Er spürte die Hände der Männer an seinen Armen und

seinen Beinen, und er hörte ihre Stimmen, verstand sie jedoch nicht. Er versuchte, die Augen zu öffnen, und merkte, daß sie offen waren. Dennoch sah er nichts. Immerhin begriff er, daß er in vorläufiger Sicherheit war. Er gab seiner Schwäche nach und verlor das Bewußtsein.

4.

Marte Escatt schien bereits in Sicherheit zu sein, als sich die Situation

plötzlich änderte. Eine der geschlüpften Echsen schoß unter einem Gebüsch hervor und prallte gegen ihre Schulter. Sie hob unwillkürlich eine Hand, um sie abzuwehren. Für das Muttertier mochte es nach einem Angriff auf das Junge aussehen. Es fuhr brüllend herum, hob seinen mächtigen Kopf und warf sich auf die junge Frau.

Pedrass Foch riß seine Multitraf hoch und feuerte. Ein lindgrüner Desintegratorstrahl zuckte durch das Dickicht und bohrte sich in den Vogelkopf. Er traf das Gehirn und tötete das Tier.

Marte Escatt war aufgesprungen. Sie versuchte zu fliehen, war jedoch ohne Gravo-Pak zu langsam. Die Echse stürzte und begrub sie unter sich.

Karl Prenthane fluchte.

»Das hätte nicht passieren dürfen!« rief er, während er zusammen mit Foch auf das Tier zulief. »Hoffentlich können wir sie rausholen, bevor die Cantaro oder einer von ihren Robotern da ist.«

»Auf jeden Fall haben sie den Schuß bemerkt«, entgegnete Foch. »Wir müssen uns beeilen. Wir können das Biest nicht bewegen. Deshalb müssen wir die Desintegratoren einsetzen. Wir müssen es so schnell wie möglich auflösen.«

Sie begannen mit der Arbeit und schälten mit Hilfe der materieauflösenden Strahlen Schicht um Schicht der toten Echse ab, um an Marte herankommen zu können.

»Wenn sie uns bisher nicht geortet haben, dann jetzt«, stellte Foch fest. »Das hätte nicht passieren dürfen.«

»Und wir haben noch nicht einmal die

Informationen, die wir uns erhofft hatten.«

»Daran mag ich gar nicht denken.« Foch stemmte sich gegen das tote

Tier, konnte es jedoch nicht bewegen, obwohl er seinen Antigrav zu Hilfe nahm.

»Schneller«, drängte er. »Uns bleiben nur noch Sekunden.«

Er trennte einen Teil des Tierkadavers ab und warf sich dann zusammen mit Prenthane gegen den Rest, und jetzt hatten sie Erfolg. Die Fleischmasse wälzte sich zur Seite, und die junge Frau kam darunter zum Vorschein.

Foch kniete neben ihr nieder.

»Sie atmet noch!« rief er, »Wir müssen sie sofort in den Stützpunkt bringen.«

Er schob seine Arme unter sie und hob sie behutsam an.

»Sie wird innere Verletzungen haben«, vermutete Karl Prenthane, »aber wenn Adams sie sofort zur QUEEN LIBERTY schickt, hat sie eine Chance.«

Mit der jungen Frau auf den Armen schwebte Pedrass Foch durch den Wald auf den Stützpunkt zu. Der Erschließungsarchitekt stieg langsam bis zu den Wipfeln der Bäume auf. Er spähte zur Großbaustelle der Cantaro hinüber, und er sah, daß sich ihnen von dort ein ganzer Schwärm von fliegenden Robotern näherte,

»Das schaffen wir nicht!« rief er, als er wieder bei Foch war, »Es sind zu viele Roboter.«

»Du mußt sie ablenken. Los, rüber zu den Baumaschinen! Zerstöre irgend etwas, dann setz dich in die Wildnis ab! Später kannst du in den Stützpunkt zurückkehren.«

Karl Prenthane blickte ihn erbleichend an. Er schwebte neben ihm her und zögerte.

»Worauf wartest du?« rief Pedrass Foch.

»Verdammst noch mal«, fluchte Prenthane, »Es bleibt immer wieder an mir hängen!«

Er drehte ab und schoß schräg in die Höhe über die Wipfel der Bäume hin aus, so daß die Roboter ihn sehen konnten. Dann ließ er sich gleich wieder fallen und flüchtete nach Norden. Dabei feuerte er seinen Energiestrahler mehrere

Male ab, als habe er sich eines hartnäckigen Gegners zu erwehren.

*

Dennis Petar packte Tomaskon an der Schulter und zog ihn herum.

»Keine Ahnung, ob es noch mehr Verräter bei uns gibt«, sagte er erregt. »Wir müssen auf jeden Fall verschwinden. So schnell wie möglich.«

Der Kahlköpfige richtete sich auf. Grimmig blickte er sich um. Sie waren allein, Die anderen Gefangenen, die Zeugen des Vorfalls gewesen waren, hatten sich aus dem Staub gemacht,

»Du hast recht«, erwiderte er. »Sie werden gleich hier sein. Dieser Kunstmensch steckt voller syntronischer Schalteinheiten. Sein Tod - oder wie man sein Ende nennen mag - ist mit Sicherheit gemeldet worden.«

»Davon rede ich die ganze Zeit!« rief der Waffenmeister, während er neben ihm herrannte. »Und wenn sie uns bei ihm erwischen, machen sie kurzen Prozeß mit uns.«

Tomaskon lachte laut auf. Sie erreichten eine der Baracken und flüchteten hinein.

»Was lachst du?« keuchte Dennis Petar, »So lustig finde ich es nicht, daß sie uns jagen werden.«

Der Kahlköpfige ließ sich auf eines der primitiven Lager sinken. Die anderen Gefangenen, die sich in diesem Bereich der Baracke aufgehalten hatten, zogen sich vor ihnen zurück.

»Sie wollen mich demütigen. Deshalb haben sie mich kahlgeschoren. Sie haben mich gequält und gefoltert«, erwiderte Tomaskon. »Dafür habe ich ihnen Rache geschworen. Aber ich dachte nicht, daß ich mich wirklich rächen kann. Und jetzt habe ich einen Spion von ihnen auseinandergenommen.«

Er erhob sich. Dennis Petar bewunderte ihn wegen seiner körperlichen Verfassung, Während er noch außer Atem war, hatte Tomaskon sich schon wieder erholt,

»Lauft nicht vor uns weg!« rief der

Kahlköpfige den anderen Gefangenen zu. »Das ist genau das, was die Cantaro wollen. Sie splittern uns in mehrere Lager auf, weil einige von uns zu feige sind, ihren Mann zu stehen. Wenn wir aber in der Menge untertauchen können, finden sie uns nicht.«

»Er hat recht«, sagte eine blonde Frau, die auf einem der Lager hockte, »Benehmt euch nicht wie Feiglinge. Wir sollten vor den Cantaro nicht in die Knie gehen.«

Tomaskon gab Petar einen Wink und ging über den Mittelgang der Baracke weiter. Jetzt blieben die anderen Gefangenen stehen. Sie traten nur kurz zur Seite, um ihn und den Waffenmeister durchzulassen.

Als sie etwa die Mitte der mehr als zweihundert Meter langen Baracke erreicht hatten, trat ein dunkelhaariger Junge auf sie zu.

»Ich habe eine Nachricht für dich, Jesco«, sagte er, »Was ist los, Kleiner?« »Du solltest in die Baracke da drüben gehen.« Er zeigte zu einem der anderen Gebäude hinüber. »Dort verstecken sie ein Pelzwesen, Es nennt sich Gucky und behauptet, ein enger Freund Perry Rhodans zu sein,«

Tomagkon fuhr sich mit der Hand über die Glatze. Beide Namen waren ihm bekannt. Wenn man der offiziellen Geschichtsschreibung Glauben schenken durfte, dann galten sie als tot.

»Ist das wahr, Junge?« fragte er beinahe ungläubig. »Ich schwöre es, Jesco, Ich war eben drüben. Ich habe ihn selbst gesehen und seine Worte gehört. Es geht ihm schlecht. Er braucht unsere Hilfe, Wir müssen ihn verstecken, damit die Cantaro ihn nicht erwischen.«

Tomaskon lachte. Er hatte keine inneren Beziehungen zu Namen wie Perry Rhodan, aber selbst die Geschichtsschreibung der letzten Jahrhunderte hatte nicht umhingekonnt, diesen Mann und seine engsten Freunde zu würdigen. Und diese Geschichtsschreibung wies dem Mausbiber Gucky einen entsprechenden Rang zu.

»Das ist nicht zu fassen!« rief Tomaskon freudestrahlend. Er griff nach dem Arm

des Waffenmeisters, »Los, komm mit, Dennis!«

Die beiden Männer liefen zu einem Fenster und öffneten es. Sie blickten hinaus, sahen, daß das Lagerleben auf dieser Seite der Baracke seinen gewohnten Gang nahm, sprangen aus dem Fenster und liefen zu dem anderen Gebäude hinüber.

»Hörst du?« rief Petar, »Da drüben bei dem toten Spion ist der Teufel los.«

Tomaskon blickte sich nur flüchtig um, Er interessierte sieh nicht mehr für das, was hinter ihm lag. Er wollte zu dem Mausbiber und sich mit eigenen Augen vergewissern, ob er es tatsächlich war.

Sie betraten das Gebäude durch eine Tür, Um eines der Betten drängten sich Dutzende von Neugierigen.

»Laßt uns mal durch«, bat der Kahlköpfige.

»Wieso denn?« erwiderte eine aschblonde Frau. Sie trug ihr Haar straff zurückgekämmt. Ihre tief eingefallenen Wangen waren tätowiert, »Seid ihr was Besonderes?«

»Eigentlich nicht«, erwiderte Tomaskon. »Wir wollten nur wissen, ob da wirklich Gucky ist, dieser legendäre... «

»Er behauptet es«, antwortete sie nervös, drehte sich um und stellte sich auf die Zehenspitzen, um über die anderen hinwegsehen zu können.

»Ganz ruhig«, warnte Dennis Petar. »Sie hat ja recht. Sie hat keinen Grund, uns vorzulassen.«

»Aber ich muß ihn sehen. Ich muß wissen, ob es wirklich Gucky ist.«

Petar lachte.

»Faß dich in Geduld, Jesco. Es wird schon klappen. Irgendwann haben die da vorn ihn lange genug angestarrt, dann werden sie Platz machen.«

Ein schriller Pfiff ertönte, und die Gespräche verstummt.

»Zwei Cantaro kommen hierher!« rief jemand.

Es war, als habe eine Bombe eingeschlagen. Die Männer und Frauen stürmten nach allen Seiten davon, als ginge es um ihr Leben. Plötzlich war Gucky allein. Tomaskon und Petar konnten sich

ihm ungehindert nähern.

»Er ist ohne Bewußtsein«, bemerkte der Kahlköpfige. »Wenn wir ihm nicht helfen, ist er verloren,«

»Die Cantaro dürfen ihn nicht finden«, sagte Dennis Petar. Er schob seine Arme kurzerhand unter den Mausbiber und hob ihn hoch. Suchend blickte er sich um.

Tomaskon sprang entschlossen auf ein Bett und stieg von dort auf einen Schrank. Er schob eine der Deckenplatten zur Seite und streckte Petar dann auffordernd die Arme entgegen.

»Nun mach schon!« rief er ungeduldig.

Die anderen Gefangenen sahen tatenlos zu, als er den Ilt entgegennahm und behutsam durch die Öffnung hob, um ihn auf eine der Platten zu legen. Er schloß die Lücke, ließ sich aufs Bett herab und legte sich hin.

»Das war knapp«, wisperte Dennis Petar, als sich unmittelbar darauf die Tür öffnete und die beiden Cantaro hereinkamen. Sie waren dunkelhaarig und hatten scharfgeschnittene Gesichter. Auffallend waren die blauen, weit auseinanderstehenden Augen.

»Wo ist er?« fragte einer der beiden. Er war größer als der andere, und er trug eine silbern schimmernde Kombination. Er schritt über den Mittelgang auf Tomaskon zu. Lauernd blickte er sich dabei in der Baracke um, während der andere an der Tür stehen blieb.

Der Cantaro boxte Dennis Petar plötzlich in die Seite und stieß ihn danach in eines der Betten.

»Wo ist er?« rief er erneut. Dabei trat er wuchtig gegen das Bett, in dem Tomaskon lag. »Steh gefälligst auf, wenn ich mit dir rede!«

Der Kahlköpfige erhob sich zögernd.

»Mein Name ist Jesco Tomaskon«, sagte er abweisend. »Und ich lege Wert darauf, von dir etwas höflicher...«

Die Faust des Droiden schoß hervor. Der Kahlköpfige sah sie kommen und konnte ihr im letzten Moment ausweichen. Sie flog an ihm vorbei und prallte mit voller Wucht gegen den frei im Raum stehenden Schrank. Der Cantaro ließ sich, vom

Schwung des Schlages getragen, nach vorn fallen und tat nicht das geringste, um dem Hieb die Wirkung zu nehmen. Jeder andere hätte versucht, dem harten Hindernis auszuweichen. Nicht jedoch der Droide.

Jesco Tomaskon sah, wie die Faust aufprallte und die Wand des Schrankes durchschlug, als ob sie nur aus dünnem Papier bestünde. Der Arm verschwand bis zum Ellenbogen darin, dann platzte das Möbelstück wie von einer Bombe getroffen auseinander. Die Bruchstücke fielen zu Boden, und das darin gestapelte Eßgeschirr der Gefangenen verteilte sich scheppernd im Raum.

Der Cantaro zog die Faust zurück und strich mit der anderen Hand darüber hinweg, um ein paar Splitter zu entfernen.

Tomaskon taumelte erschrocken bis zur Wand zurück. Er wußte, daß der Hieb tödlich gewesen wäre, wenn er ihn getroffen hätte.

»Also? Wo ist er?« wiederholte der Droide.

Überraschenderweise wandte er sich von Tomaskon ab und packte blitzschnell einen Gefangenen, der sich nicht weit genug entfernt hatte. Es war ein schwarzhaariger, schlanker Mann mit weichen Gesichtszügen. Er schrie gepeinigt auf, weil der Cantaro seinen Arm wie mit einer Stahlklammer umspannte.

»Da oben!«, antwortete er und deutete mit zitternder Hand auf die Decke. »Mistkerl!«, sagte Tomaskon verächtlich.

»Hol ihn runter!« befahl der Cantaro.

Der Gefangene stieg auf das Bett, reckte die Arme in die Höhe und schob eine Deckenplatte zur Seite. Als er Gucky danach noch nicht sehen konnte, entfernte er die zweite Platte. Aber auch jetzt zeigte sich noch keine Spur von dem Mausbiber.

Tomaskon und Dennis Petar blinzelten sich zu.

Der Ilt war gerade noch rechtzeitig geflüchtet.

*

Pedrass Foch drängte sich durch den

versteckten Eingang in den Stützpunkt.

»Schnell!« rief er Homer G. Adams zu, der sich in der Nähe aufhielt. »Sie ist verletzt. Sie muß behandelt werden.«

Adams stellte keine Fragen. Er öffnete einen Durchgang, der zum Transmitterraum führte.

»Es dauert ein paar Minuten«, erklärte er. »Wir hatten Probleme mit den Transmittern. Sie sind jetzt behoben, aber wir müssen sie neu einstellen.«

Foch sah, daß einige Techniker an den Geräten arbeiteten. An einem von ihnen blinkten grüne Lichter. Sie signalisierten, daß der Transmitter einsatzbereit war.

»Die Cantaro sind aufmerksam geworden«, berichtete er. »Es ließ sich nicht vermeiden.«

Während er Marte zum Transmitter trug, erzählte er mit knappen Worten, was sich ereignet hatte.

»Und die Dateneinheit?« fragte Adams. »Darauf kam es schließlich an.«

»Es blieb keine Zeit mehr, danach zu suchen«, antwortete er. »Tut mir leid.«

Der Leiter von WIDDER ließ sich nicht anmerken, was er dachte. Er war ein überaus erfahrener Mann, der es gelernt hatte, mit Fehlschlägen zu leben.

Einer der Techniker nahm einige Schaltungen am Transmitter vor.

»Es kann losgehen«, sagte er dann zu Foch. »Leg sie ins Transportfeld!« Er half Pedrass Foch. Als Marte im Transmitter lag, öffnete sich ihre linke Hand.

»Moment!« rief Adams. »Da ist etwas.«

Er beugte sich über sie und entnahm ihrer Hand vorsichtig ein kleines Plättchen.

»Es ist die Dateneinheit«, erkannte er und tippte der jungen Frau anerkennend gegen die Schulter. »Tapferes Mädchen.«

Dann gab er dem Techniker das Zeichen, sie zur QUEEN LIBERTY zu bringen.

»Wir sehen uns an, was der Datenspeicher enthält«, sagte er zu Foch, als die Kybernetikerin abgestrahlt worden war.

Die beiden Männer verließen den Transmitterraum und wechselten in einen anderen Raum über, in dem mehrere Computer standen. Adams gab die

Dateneinheit in eines der Geräte ein, und auf dem Monitorschirm erschien eine Reihe von Symbolen. Er hatte keine Mühe, sie zu erkennen und auszuwerten.

Erschrocken fuhr er auf.

»Sie haben den Befehl, einen Stollen in den Berg zu treiben und im Berg eine Sicherheitskammer anzulegen«, sagte er. »Es kann jede Minute losgehen.«

Er eilte zum Informationszentrum hinüber, in dem die meisten Männer und Frauen arbeiteten. Die außen am Berg versteckten Kameras lieferten Bilder von der Baustelle. Spezialmaschinen hatten damit begonnen, ein Fundament zu gießen. Sie kamen rasch voran, da das verwendete Baumaterial sehr schnell erhärtete.

»Wie viele sind wir?« fragte Pedrass Foch.

»Zur Zeit vierzig«, antwortete »Romulus« Adams. »Einige Techniker sind von der QUEEN LIBERTY gekommen, um die Transmitter in Ordnung zu bringen.«

»Was ist mit Karl?«

Adams deutete auf einen der Monitore.

»Er lockt die Roboter in die Berge, aber er scheint sich schon zum Rückzug entschlossen zu haben. Ein wenig zu früh. Es wäre besser, er würde sich mehr Zeit lassen.«

Er kehrte in die Transmitterhalle zurück. Auch jetzt war nur eines der Transportgeräte einsatzbereit.

»Wie lange dauert es noch, bis alle drei Transmitter funktionieren?« fragte er.

»Etwa eine halbe Stunde«, erwiderte einer der Techniker. »Tut mir leid. Schneller geht es nicht.«

Adams fuhr herum.

»Wir setzen uns ab!« rief er. »Sofort mit Aktion C beginnen!«

Er drückte einen Knopf an einem der Computer, und eine Sirene heulte auf. Einige Frauen sprangen von ihren Plätzen an den Monitoren auf und eilten wortlos in die Transmitterhalle.

In diesem Moment begannen die Baumaschinen zu arbeiten. Massiv stürmten sie gegen den Berg an. Sie arbeiteten mit einer Kombination von

Desintegratorstrahlern und mechanischen Raumgeräten, die den anfallenden Schutt ins Freie beförderten.

Der Stützpunkt der Widder bebte und schwankte.

»Tempo!« rief Adams. »Beeilt euch! In spätestens fünf Minuten brechen sie durch. Sie kommen genau auf uns zu, und wenn sie hier sind, ist es zu spät.«

Zusammen mit vierzehn anderen Männern eilte Pedrass Foch zu den Waffenschränken und ergänzte seine Ausrüstung. Niemand brauchte ihnen die »Aktion C« zu erklären. Sie beinhaltete, daß wenigstens fünfzehn Männer den Stützpunkt verließen und in der Wildnis des Planeten untertauchten. Diese Maßnahme war notwendig geworden, weil sich nicht alle rechtzeitig mit Hilfe der Transmitter zur QUEEN LIBERTY absetzen konnten.

»Ich bleibe auf Ulema«, erklärte Homer G. Adams. Er legte einen leichten Kampfanzug an. »Gucky wird sicherlich bald zu uns stoßen und mit uns aus der Gefahrenzone teleportieren.«

*

Mit den Ergebnissen seines Einsatzes war er noch nicht zufrieden. Er wollte noch mehr Informationen. Eines war ihm jedoch klargeworden: Sie alle hatten sich anlässlich der Befreiung von Pedrass Foch zu vorsichtig verhalten. Die Cantaro waren offensichtlich nicht in der Lage, eine lückenlose Psi-Überwachung auf dem riesigen Baugelände durchzuführen. Wäre dem so, so wäre er schon längst von den Droiden geschnappt worden.

Gucky war insgeheim davon überzeugt, daß die Cantaro damals nur die nähere Umgebung von Pedrass Foch mit einem Abwehrsystem überwacht hatten. Es dürfte sich demnach nur um eine lokal begrenzte Psi-Falle gehandelt haben, die nach Fochs Befreiung für die Cantaro wertlos geworden war.

Es war etwas anderes, das ihn behinderte. Etwas, das nicht auf das

unmittelbare Wirken der Cantaro zurückzuführen war.

Gucky verdrängte vorerst diese Gedanken, da sie ihn nicht weiterbrachten.

Er schob eine der Deckenplatten zur Seite und streckte den Kopf nach unten durch die Öffnung. Einige Männer bemerkten ihn. Verblüfft blickten sie ihn an, verhielten sich jedoch ruhig, zumal er warnend den Finger an die Lippen legte. Über ihre Köpfe hinweg konnte er die weit entfernten Cantaro sehen, die noch immer nach ihm suchten.

»Es nützt alles nichts, Freunde«, sagte er verschmitzt, entblößte seinen Schneidezahn und strahlte die Gefangenen an. »Ich muß hier raus.«

Er ließ sich durch die Öffnung sinken, schob die Platte wieder an ihren Platz. Dann glitt er rasch bis auf den Boden hinab.

»Haben eure Freunde etwas gemerkt?« fragte er.

Einer der Männer stieg auf ein Bett und blickte zu den Cantaro hinüber.

»Ich kann nichts erkennen«, erwiederte er. »Es ist alles ruhig.«

»Und so soll es auch bleiben.« Gucky tippte grüßend an den Kopf und schwebte mit Hilfe seines Gravo-Paks zur Tür hinüber. Einer der Gefangenen öffnete ihm die Tür und ließ ihn hinaus.

Es war dunkel geworden. Nur noch ein dünner roter Streifen leuchtete am Horizont. Von den Energiezäunen ging helles Licht aus. Es genügte, den gesamten Innenraum des Lagers zu beleuchten.

Gucky flog auf das Dach einer Baracke hinauf und spähte zum Stützpunkt der Widder hinüber. Dort blitzte es vereinzelt auf. Er empfing die Gedanken von Karl Prenthane, der immer wieder schoß, um seine Verfolger zu irritieren. Dröhnend fraßen sich die Baumaschinen in den Berg. Sie erzeugten einen Lärm, der sicherlich kilometerweit zu hören war.

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke von Homer G. Adams.

Gucky reagierte sofort. Er schaltete sein Funkgerät ein und meldete sich. Gleich darauf war er mit »Romulus« verbunden.

»Ich kann euch nicht helfen«, teilte er Adams mit. »Irgend etwas schwächt mich, und ich weiß noch nicht einmal, was das ist.«

»Die Baumaschinen brechen gleich durch«, berichtete der Anführer der Widerstandskämpfer. »Gleich ist hier der Teufel los. Wir ziehen uns zurück, aber es geht langsamer als geplant. Kannst du uns irgendwie entlasten?«

»Mir wird schon etwas einfallen.«

»Sie brechen durch!« schrie Homer G. Adams. »Ich muß Schluß machen.«

Gucky blickte zum Stützpunkt hinüber. Dort war es still geworden. Dafür heulten überall auf dem riesigen Baugelände die Sirenen. Die Lichter von zahllosen Kampfmaschinen flammten auf. Der Lärm schreckte die Gefangenen auf und lockte sie ins Freie.

»Freunde, jetzt habe ich eine Idee«, sagte der Ilt. Ohne sich darum zu kümmern, daß man ihn weithin sehen konnte, schwebte er zum Energiezaun

hinüber und in hohem Bogen darüber hinweg. Viele Gefangene bemerkten ihn und machten andere auf ihn aufmerksam. Und nicht nur sie, sondern auch einige Kampfroboter. Die Maschinen setzten sich sofort in Bewegung, waren jedoch noch außer Schußweite. So glitt der Mausbiber ungehindert an einen der Energiefeldprojektoren heran, die den Zaun speisten. Er feuerte seinen Kombistrahler ab. Ein lindgrüner Strahl zuckte daraus hervor und bohrte sich in den Projektor.

»Hallo, Freunde, das nennt man eine Lücke«, sagte er, als er sah, daß der Energiezaun auf einer Länge von fast hundert Metern erlosch.

Die Roboter schossen, verfehlten ihn jedoch, da er sich mit hoher Beschleunigung entfernte. Er raste auf den nächsten Projektor zu und zerstörte ihn, bevor die Kampfroboter ihn erreichten.

Abermals tat sich eine weite Lücke im Zaun auf.

»Dieser Gedanke hätte mir auch schon viel früher kommen können«, sagte der Ilt. Er winkte den Gefangenen zu, die zögernd

bei den Baracken standen und nicht wußten, was sie tun sollten. Dann raste er durch eine der Lücken hindurch zur anderen Seite des Lagers hinüber. Dort erreichte er ungehindert einen weiteren Projektor und setzte ihn ebenfalls außer Betrieb.

Bevor er sein Werk fortsetzte, hielt er nach Robotern Ausschau. Zufrieden stellte er fest, daß seine Aktion erhebliche Verwirrung ausgelöst hatte. Offenbar hatte niemand bei den Cantaro mit einem solchen Angriff gerechnet.

Gucky flog zu einigen weiteren Projektoren hinüber und feuerte mit dem Desintegrator auf sie, bis der Energiezaun nur noch aus wenigen nutzlosen Fragmenten bestand.

Die meisten Gefangenen reagierten.

Sie flüchteten in die Dunkelheit hinaus. Vergeblich versuchten einige Roboter, sie aufzuhalten. Sie schossen mit Paralysestrahlern auf sie, hinderten damit jedoch nur eine verschwindende Minderheit an der Flucht.

Ratlos liefen einige Cantaro zwischen den Baracken hin und her. Angesichts der Massenflucht wußten sie nicht, wie sie sich verhalten sollten.

Gucky hörte ein bedrohliches Knacken hinter sich. Er reagierte instinktiv und teleportierte, um sich in Sicherheit zu bringen. Als er etwa dreißig Meter weiter materialisierte, sah er ein Geschoß genau an der Stelle explodieren, an der er eben noch gestanden hatte. Ein kastenförmiger Roboter hatte es abgeschossen.

»Es klappt wieder«, stellte er überrascht fest. »Und es hat kaum Mühe gemacht.«

Seine parapsychischen Kräfte waren weitgehend wiederhergestellt.

»Ich weiß nur nicht, warum!« fügte er hinzu.

5.

Nach langen Monaten der Trennung konnte Perry Rhodan seine Tochter wieder in die Arme schließen. Eirene war allen anderen vorangeilt, nachdem die

NARVENNE und die fünf Raumschiffe der Phönix-Staffel in die gewaltigen Hangarhallen von Arhena eingeschleust worden waren.

So blieben Rhodan und Eirene einige Minuten, in denen sie ungestört miteinander reden konnten. Sie nutzten diese Zeit weidlich aus.

Ein atemberaubender Raumflug lag hinter Eirene und den Besatzungen der anderen Raumer. Arhena war der einzige Planet der roten Zwergsonne Sumac. Diese Sonne befand sich in den äußersten der Milchstraße zugewandten Ausläufern des Kugelsternhaufens M55. Sie war etwa 20000 Lichtjahre von Terra entfernt. Der Durchmesser des Sternhaufens betrug 110 Lichtjahre. Auf diesem relativ kleinen Raum ballten sich mehr als 300000 Sonnen. Widder-Raumschiffe flogen grundsätzlich durch festgelegte Korridore in diese Sternenfülle hinein, geleitet von Relaisstationen, die von der Widerstandsorganisation eingerichtet worden waren. Andernfalls wären sie kaum in der Lage gewesen, in vertretbar kurzer Zeit nach Arhena vorzudringen. Der Anflug zum Planeten war durch insgesamt acht Korridore möglich, und es war so gut wie ausgeschlossen, daß sich irgendwelche Verfolger anschlossen, um auf diesem Weg zum Versteck der Organisation zu finden. Sie würden ein Widder-Raumschiff im Innern des Kugelsternhaufens verschwinden sehen und zu der Annahme verleitet werden, der geheime Stützpunkt müsse sich irgendwo dort befinden, wo die Sterne am dichtesten stehen.

Als er nahezu fünfzehn Minuten lang mit Eirene gesprochen hatte, lachte Rhodan und stand auf. Er legte den Arm um die Schultern seiner Tochter.

»Sie sind äußerst taktvoll«, sagte er. »Sie lassen uns mehr Zeit als vorgesehen.«

Er ging mit ihr zu einer Tür seines Arbeitsraums und öffnete sie. Wie erwartet, hatten sich im Nebenraum die Kommandanten der sechs Raumschiffe und die wichtigsten Besatzungsmitglieder versammelt. Es gab eine ebenso herzliche wie lärmende Begrüßung, wobei sich vor

allem Icho Tolot hervortrat.

Eirene konnte gerade noch erklären, daß sie von der CRAZY HORSE auf die CIMARRON umziehen wollte, als der Haluter ungestüm den sofortigen Aufbruch zum Shirica-System und dem Planeten Uulema forderte.

»Dort haben wir eine Chance, den Cantaro eins auszuwischen und gleichzeitig wichtige Informationen einzuholen, Rhodanos!« rief er mit donnernder Stimme, die alle anderen gepeinigt zusammenzucken ließ.

Aufgeregt stürzte ein Techniker aus einem der anschließenden Räume herein.

»Die QUEEN LIBERTY funkten Mayday. Sie braucht sofort Hilfe!« rief er.

Diese Nachricht schlug wie eine Bombe ein. Niemand hatte damit gerechnet, daß Homer G. Adams und die Widerstandskämpfer von der Organisation WIDDER so bald in Bedrängnis geraten könnten.

»Was ist passiert?« fragte Rhodan.

»Die Cantaro haben den Stützpunkt entdeckt«, antwortete der Funker.

Die Kommandanten der Phönix-Staffel bückten Rhodan bestürzt an.

»Ich kann erst in einer Stunde starten«, eröffnete ihm Icho Tolot. »Die HALUTA befindet sich im Ruhezustand. Die Systeme haben mit der Wartung begonnen.«

»Genauso ist es bei uns«, erklärten die anderen Kommandanten.

»Ich kann sofort starten«, bemerkte Reno Yantill. »Die BLUEJAY braucht keine zehn Minuten, dann kann es losgehen. Ich würde der Staffel gern vorausfliegen.«

»Einverstanden«, sagte Rhodan. »Die anderen Schiffe folgen.«

*

»Wir haben nur eine Chance!« rief Jesco Tomaskon keuchend, als sie bückt über die Baustelle rannten. »Da drüben, wo geschossen wird, müssen Widerstandskämpfer sein. Wir müssen uns

ihnen anschließen.«

Dennis Petar hielt ihn am Arm fest und zog ihn in die Deckung einiger aufgestapelter Wandelemente, die für das Gebäude der Gen-Fabrik vorgesehen waren. Schweigend zeigte er auf einen Roboter, der sich lautlos auf einem Antigravfeld an ihnen vorüberbewegte.

Sie hatten sich anders entschieden als die anderen Gefangenen. Sie waren nicht blindlings in den Wald gestürmt, sondern hatten den entgegengesetzten Weg gewählt, Sie waren auf die Ebene hinausgelaufen, wo es zahllose Deckungsmöglichkeiten durch das gelagerte Baumaterial und die halbfertigen Gebäude gab.

»Wir haben genau das richtige getan«, stellte Tomaskon befriedigt fest.

»Hoffentlich ist das wirklich SQ.« Dennis Petar blickte zu den Wäldern hinüber, die sich der Ebene anschlossen und die Berge überdeckten. An vielen Stellen blitzten Energiestrahler auf. Roboter schwebten über den Bäumen. Mit Hilfe von Individualtastern und Infraroptikten jagten sie die Gefangenen. Und nicht nur sie. Schaurig hallte das Gebrüll einer großen Raubechse durch die Nacht. Sie lauerte irgendwo im Dickicht der Wälder und machte leichte Beute.

»Komm jetzt!«

Der Kahlköpfige sprang auf und rannte weiter. Petar folgte ihm. Sie kletterten durch eine Fensterhöhlung in ein halbfertiges Fabrikationsgebäude, das mehr als zweihundert Meter lang und hundert Meter breit war. In der Halle standen einige Maschinen, aber sie waren nicht mit einer künstlichen Intelligenz ausgestattet. Sie reagierten nicht auf die beiden Männer, als diese an ihnen vorbeiliefen.

Als sie das Ende des Gebäudes erreicht hatten, blieb Tomaskon schwer atmend stehen, Er zeigte zu den Bergen hinüber, wo es nahezu pausenlos aufblitzte. Krachend explodierte eine Maschine, und eine Stichflamme stieg in den sternübersäten Himmel hinauf-

»Ich bin ganz sicher«, sagte er atemlos.

»Die Cantaro sind da drüben auf ein Agentennest gestoßen.«

»Du hast recht. Sonst würden sie nicht so ein Feuerwerk veranstalten«, erwiderte Dennis Petar, »Wenn wir bloß eine Waffe hätten!«

»Wenn wir da drüben sind, werden wir uns eine besorgen«, erklärte Tomaskon, »Verlaß dich drauf. Sie geben uns Waffen, Sie sind über jeden Mann froh, der auf ihrer Seite kämpft.«

Sie warteten, bis sie sich ein wenig erholt hatten, dann liefen sie weiter, wichen einigen kleineren Robotern aus und erreichten den Waldrand nördlich der Zone, an der noch immer gekämpft wurde.

»Bleibt stehen!« rief ihnen jemand zu, »Einen Schritt weiter, und ich schieße euch über den Haufen,«

Sie gehorchten. Vergeblich versuchten sie, die Dunkelheit mit ihren Blicken zu durchdringen, Sie konnten den Mann nicht sehen, der sie bedrohte. Er verbarg sich irgendwo zwischen den Büschen.

»Nehmt die Hände hoch!« befahl der Unbekannte. Seine Stimme ließ erkennen, daß er unter erheblicher Nervenanspannung stand.

»Immer mit der Ruhe, Freund«, sagte Tomaskon, »Wir sind Gefangene, die aus dem Lager da drüben geflohen sind. Wir sind unbewaffnet.«

»Und wir sind froh, wenn wir mit vernünftigen Leuten Kontakt bekommen«, fügte Dennis Petar hinzu.

Eine Lampe blitzte auf und blendete sie für einige Sekunden, Dann erlosch sie wieder,

»Wo wollt ihr hin?« fragte der Unbekannte.

Tomsskon erklärte es ihm.

»Deshalb sind wir nicht in die Wälder geflohen, so wie die anderen«, schloß er. »Dort wird man entweder ein Opfer der Tiere, oder man geht den Robotern in die Fänge.«

»Geht vor mir her! Mein Name ist Karl Prenthane. Ich gehöre zu den Leuten, die ihr sucht«, kam es aus der Dunkelheit.

»Warum bist du nicht bei ihnen?« fragte Dennis Petar verwundert. Er konnte nicht

verstehen, daß sich einer der Widerstandskämpfer so weit entfernt von seinen Mitstreitern aufhielt, obwohl diese heftig von den Robotern der Cantaro bedrängt wurden.

»Ich habe andere Aufgaben!« erklärte Prenthane unwirsch. »Und jetzt kommt.«

Abermals blitzte die Lampe auf und zeigte die Richtung an, in die sie sich bewegen sollten.

»Wir müssen uns beeilen, wenn wir uns den anderen noch anschließen wollen«, sagte er, als sie an ihm vorbeigingen. »Die meisten von ihnen haben sich mit Hilfe von Transmittern abgesetzt. Wir sind die Nachhut. Je länger wir warten, desto geringer ist unsere Chance, diese unwirtliche Gegend zu verlassen.«

Dennis Petar fühlte sich unbehaglich. Er hatte sich den Kontakt mit den Widerstandskämpfern anders vorgestellt. Prenthane machte einen etwas zweifelhaften Eindruck auf ihn.

Er kann kein Feigling sein, dachte er verwirrt. Die Rebellen haben ihn bei sich aufgenommen. Also muß er besondere Qualitäten haben. Plötzlich raschelte es hinter ihm, und er spürte den heißen Atem eines Raubtiers in seinem Nacken. Er schrie auf.

»Helft mir!« rief er. »Eine Echse.«

Ein fürchterlicher Schlag traf seinen Rücken. Er wunderte sich, daß er keine Schmerzen hatte. Er spürte, daß er zu Boden fiel, aber er hatte den Eindruck zu schweben. Gelbliche Augen funkelten über ihm, und wieder schlug ihm der Atem der Echse entgegen.

Sie tun nichts, wunderte er sich. Warum schießt Prenthane nicht?

Irgend etwas drückte sich auf seine Brust und drang in ihn ein, und auch jetzt hatte er keine Schmerzen. Er wußte, daß er verloren war und daß ihn nichts mehr retten konnte.

Ich sterbe, dachte er ohne das geringste Bedauern.

*

Gucky hatte alles für die Gefangenen getan, was in seiner Macht lag. Darüber hinaus konnte er ihnen nicht helfen. Sie mußten sich allein in der Wildnis und gegen die Cantaro behaupten, die sie jagten.

Er schirmte sich gegen ihre Gedanken ab, um sich ganz auf die Aufgabe konzentrieren zu können, die vor ihm lag. Er mußte Informationen einholen. Sie konnten entscheidend sein für die Lösung der vielen Rätsel, die sich ihnen stellten.

Er widerstand der Versuchung, einige kleinere Roboter zu zerstören, obwohl er es mühelos hätte tun können. Sein Ziel war ein bereits weitgehend fertiggestelltes Gebäude. Dort hoffte er zu finden, was er suchte.

Als er einen Stapel abgestellten Baumaterials erreichte, bemerkte er, daß der Bau von mobilen und stationären Kampfrobotern abgesichert wurde. An ihnen kam er nicht ohne Teleportation vorbei.

Er zögerte.

Konnte er sich darauf verlassen, daß seine Kräfte vollständig wiederhergestellt waren?

Er war sich dessen bewußt, daß er ein tödliches Risiko einging, solange er nicht herausgefunden hatte, was ihn parapsychisch beeinträchtigt hatte. Er konnte nicht ausschließen, daß eine Teleportation nicht gelang oder nur bis in die Nähe des Gebäudes führte. Wenn das der Fall war, dann war er den Waffen der Roboter schutzlos ausgeliefert.

Er horchte in sich hinein. Dann öffnete er sich telepathisch und sah sich einem wahren Ansturm von Gedanken gegenüber. Es waren die Gedanken von Zehntausenden von fliehenden Gefangenen, die sich vor den Can-taro, den Robotern und den wilden Tieren in Sicherheit zu bringen versuchten. Dabei stellten die Tiere die geringste Gefahr für sie dar. Angesichts des Lärms und der Schüsse waren die meisten Echsen längst in die Tiefen der Wälder geflüchtet.

Er zögerte nicht länger. Er sprang - und er hatte Erfolg. Er materialisierte im Innern des Gebäudes.

Lauschend verharre er auf der Stelle.

Nichts rührte sich. Er schaltete eine Suchlampe an und begann damit, das Gebäude zu untersuchen. Einige Räume waren bereits eingerichtet und hauptsächlich mit Computern ausgestattet worden. In anderen lagerte umfangreiches Material in Spezialbehältern, in denen es besonders gut geschützt war. Telekinetisch öffnete er einige von ihnen, und dann pfiff er ebenso schrill wie laut.

Er hatte gefunden, was er suchte.

In den Kästen befanden sich cantarische Datenträger. Einige Dinge wiesen eindeutig darauf hin, daß sie Bestandteile der Großfunkanlage waren, die als Funkfeuer und Informationssystem für die in der Eastside der Galaxis operierenden Einheiten der cantarischen Flotte dienen sollte. Die Datenträger bildeten die Grundlage des Informationssystems. Es waren die Daten, die Perry Rhodan unbedingt in die Hand bekommen wollte!

Gucky schaltete sein Funkgerät ein und rief die Zentrale. Einige Sekunden verstrichen, dann meldete sich Homer G. Adams.

»Ich hab's gefunden«, meldete der Ilt.

»Gratuliere«, antwortete Adams.

»Wir stehen unter Druck. Wir können dir nicht helfen. Sieh zu, daß du die Sachen in Sicherheit bringst.«

»Ein Kinderspiel für eine Witzmaus«, erwiderte Gucky und schaltete ab. Er brauchte nicht unbedingt eine Funkverbindung, um zu erfahren, wie es in der Zentrale aussah. Die Gedanken der Widerstandskämpfer sagten ihm mehr als genug.

Er ließ sich auf eine der Kisten sinken.

Ein Kinderspiel? Das war es ganz gewiß nicht. Im Gegenteil. Gucky war sich darüber klar, daß er gewaltige Probleme hatte, die Datenträger zu bergen.

Er beschloß, nicht erst lange darüber nachzudenken, welche Schwierigkeiten sich ergaben, sondern mit der Arbeit anzufangen. Er, konzentrierte sich kurz -

etwas, das er sonst fast nie zu tun brauchte - und teleportierte mit dem Transportbehälter. Er sprang auf die Kuppe eines Hügels am nördlichen Rand der Großbaustelle.

Er hatte das Gefühl, von einer mächtigen Faust gepackt und geschüttelt zu werden. Aufschreiend stürzte er zu Boden und preßte die Hände gegen den Kopf. Neben ihm stand die Kiste mit den Datenträgern. Er hatte es geschafft, sie zu bergen. Wiederum aber hatte ihn diese Aktion so viel Kraft gekostet, daß er kaum in der Lage war, sich zu erheben. Zudem ebbten die Kopfschmerzen nur langsam ab.

»Witzmaus«, beschimpfte er sich.

Er ließ die Hände langsam sinken und blickte zum Stützpunkt hinüber.

»Die da drüben haben es viel schwerer als du.«

Beim Stützpunkt tobten schwere Kämpfe. Pausenlos blitzten Energiewaffen auf. Viele Bäume waren in Flammen aufgegangen und erhellt die Nacht. Die Cantaro und ihre robotischen Helfer gingen mit aller Macht gegen die feindliche Stellung vor, und sie bildeten eine erdrückende Übermacht.

»Sie kommen nicht mehr raus«, erkannte der Ilt erschrocken.

Tatsächlich schien der Kampf der wenigen *Widder* gegen die Cantaro aussichtslos zu sein.

Gucky beschloß, sich nicht länger herauszuhalten. Er fühlte sich schon ein wenig besser, und um weitere Kräfte zu sparen, griff er auf sein Gravo-Pak zurück. Er flog in weitem Bogen um den nördlichen Teil der Großbaustelle herum und teleportierte sich dann mitten in die Kampfzone. Frisch und ohne die geringste Beeinträchtigung materialisierte er unmittelbar neben Homer G. Adams, der sich verzweifelt gegen den Angriff von vier Robotern wehrte.

»Gucky! rief »Romulus« überrascht.

»Hallo, alter Freund«, erwiderte der Ilt und zeigte vergnügt seinen Nagezahn. Dabei feuerte er seinen Multitraf auf die Roboter ab, und es gelang ihm, einen von ihnen außer Gefecht zu setzen. »Schätze,

du kannst Hilfe brauchen.«

Er griff nach der Hand des WIDDER-Chefs und teleportierte mit ihm auf einen kastenförmigen Roboter hinauf, der so groß war wie einer der Container für die Geräte der Hyperfunkanlage.

»Die Pause kann ich brauchen«, atmete Adams auf.

Der Roboter verharrte auf der Stelle. Suchend glitten seine Arme auf und ab. Er wußte nicht, wo seine Gegner geblieben waren. Auch die anderen Roboter hatten den Kontakt verloren. Suchend eilten sie weiter durch den Wald.

Gucky richtete seinen Energiestrahler nach unten.

»Wo sitzt das Gehirn dieses Monsters?« fragte er leise. »Ich möchte es ihm wegbrennen.«

»Lieber nicht«, wehrte Adams ab. »Noch wissen sie nicht, wo wir geblieben sind. Wenn wir schießen, können sie uns orten.«

»Da hast du auch wieder recht.«

Gucky sicherte die Waffe.

Adams atmete einige Male tief durch, dann fragte er: »Was machst du hier?«

»Ich helfe dir.«

»Und die Datenträger?«

»Die müssen warten.«

»Auf keinen Fall. Du mußt sie herausholen. Wir kommen hier schon klar.«

Der Mausbiber zeigte auf die Energieblitze, die überall um sie herum durch den Wald zuckten.

»Das sieht aber nicht so aus.«

»Ich habe meine Leute angewiesen, sich so schnell wie möglich tief in die Wälder zurückzuziehen«, erklärte Adams. »Besser wäre allerdings, wenn du uns nach und nach in Sicherheit bringen könntest.«

»Das geht leider nicht«, erwiderte Gucky und beschrieb, was geschehen war. »Ich würde gern mit euch teleportieren, aber zur Zeit klappt es nicht.«

»Die Datenträger haben Vorrang«, sagte Adams, nachdem er kurz überlegt hatte. »Meine Leute sind für den Kampf geschult. Sie wissen, wie sie sich zu verhalten haben. Sie werden es überstehen. Pedrass Foch führt sie an, und er macht

seine Sache ausgezeichnet. Außerdem rechne ich damit, daß die QUEEN LIBERTY bald eingreift. Wenn sie hier ist, sieht es besser aus für uns. Also los. Verschwinde endlich.«

Gucky zögerte.

»Früher oder später werden sie erkennen, worauf es uns ankommt«, drängte Adams. »Beeile dich. Hole die Datenträger heraus, bevor es zu spät ist. Nimm aber ein paar Sprengkapseln mit. Das Depot, in dem sie versteckt sind, haben die Cantaro noch nicht gefunden. Es kann nicht schaden, wenn auf der Baustelle ein paar Bomben hochgehen. Das wird Veegran und die anderen Cantaro ablenken.«

»Und du?«

Homer G. Adams lachte.

»Wie lange kennen wir beide uns schon?«

»Ein paar Jahrtausende«, erwiderte der Ilt.

»Ganz so lange auch wieder nicht. Aber lange genug. Du solltest allmählich wissen, daß ich für mich alleine sorgen kann.«

»Dafür bist du viel zu klein!«

Adams lachte.

»Verschwinde endlich!«

Der Ilt gehorchte.

*

Jesco Tomaskon stolperte erschöpft durch den Wald. Er war froh, wenn es irgendwo aufblitzte, weil er dann sehen konnte, wohin er ging.

»Wie weit noch?« fragte er. »Wohin gehen wir überhaupt?« Er blieb stehen.

»Wir müssen uns den anderen anschließen«, antwortete der andere, der nichts getan hatte, um Dennis Petar zu helfen. Seine Stimme ließ nichts von einer Anstrengung erkennen. Er bewegte sich mit Hilfe seines Gravo-Paks durch den Wald und war nicht auf seine Beine angewiesen. Er hätte sich ohne weiteres nach oben in Sicherheit bringen können, als die Raubechse über Dennis Petar hergefallen war, um sie aus sicherer

Distanz zu erschießen. Doch er hatte keinen Finger gekrümmmt, um die Echse zu vertreiben oder zu töten. Er hatte Petar seinem Schicksal überlassen.

»Warum hast du nichts für ihn getan?« fragte er.

»Weil ich nicht konnte«, antwortete Prenthane. »Es war schon zu spät. Als ich es merkte, war er schon zu schwer verletzt. Wir hätten ihn nicht mehr retten können.«

Tomaskon war anderer Meinung, aber er sagte es nicht, weil er fürchtete, daß Prenthane dann einfach beschleunigen und verschwinden würde.

»Wir sind gleich da«, fuhr der Widerstandskämpfer fort. »Nur noch etwa hundert Meter, dann haben wir ein Depot erreicht, das wir schon vor Tagen angelegt haben. Dort liegt ein Kampfanzug für dich, und ich kann dir eine Waffe geben.«

Tomaskon atmete auf. Er fühlte sich sofort besser, da er Aussichten auf eine Waffe hatte, mit der er sich gegen die Gefahren des Waldes behaupten konnte.

Minuten später hatten sie das Depot erreicht, und Prenthane gab ihm die Ausrüstung.

»Wir beide nehmen eines der Gebäude unter Feuer«, erklärte der Widerstandskämpfer. »Wir stellen Raketen auf und richten sie auf den Bau aus, in dem Veegran seine Zentrale hat.«

»Eine ausgezeichnete Idee«, erwiderte Tomaskon.

Er half Prenthane dabei, die Raketen aufzustellen und an einen Pikosyn anzuschließen, der sie automatisch ausrichtete. Danach stellten die beiden Männer die Zeit ein und zogen sich von der Raketenstellung zurück. Als sie etwa zweihundert Meter davon entfernt waren, zündete der Computer die Treibsätze der Geschosse. Eine Rakete nach der anderen stieg auf, und gleich darauf wuchsen flammende Feuerbälle am Gebäude der Cantaro-Zentrale auf.

6.

Veegran zuckte zusammen, als schwere

Explosionen das Gebäude erschütterten, in dem er sich aufhielt. Unwillkürlich zog er den Kopf ein. Er befand sich in einem Raum im Untergeschoß. Sieben seiner Mitarbeiter saßen an den verschiedenen Geräten und steuerten die Aktion gegen das Widerstandsnest, auf das man überraschend gestoßen war.

Malton, sein Vertrauter, kam zu ihm.

»Sie greifen von allen Seiten an!« rief er.

»Wollen wir wirklich hier bleiben?«

Veegran richtete sich auf, und seine Gestalt straffte sich.

»Störfeuer«, sagte er verächtlich. »Damit wollen sie uns irritieren und ablenken, aber das schaffen sie nicht.«

»Aber das Gebäude übersteht diese Angriffe nicht.«

»Das Obergeschoß nicht«, korrigierte der Arbeiterführer. »Dieser Teil ist so gebaut, daß er einem solchen Angriff standhält. Es würde mich sehr überraschen, wenn die Rebellen das nicht wüßten.«

Er erhob sich aus seinem Sessel und ging zu einem der Monitoren hinüber. Er zeigte das Gebiet um das Widerstandsnest.

»Sie haben sich abgesetzt«, stellte er fest. »Unsere Baumaschinen haben ihre Transmitter zerstört. Auf diesem Weg konnten sich die Rebellen nicht zurückziehen. Also sind sie noch hier. Und wir werden sie jagen, bis wir sie alle erledigt haben. Keiner von ihnen wird es überleben. Es war ihr Fehler, auf diese Welt zu kommen.«

»Du willst sie töten?« fragte sein Vertrauter.

»Das werde ich«, bestätigte Veegran. »Aber erst nachdem sie mir gesagt haben, was sie sind, woher sie kommen und welche Ziele sie haben.«

Homer G. Adams überwand eine Anhöhe, dann stieß er auf Pedrass Foch und einundzwanzig Männer und Frauen seiner Organisation.

»Wir hatten Verluste«, berichtete Pedrass. Sein Gesicht war von Rauch und Ruß geschwärzt. »Vier Männer und zwei Frauen sind gefallen. Wir konnten sie nicht mehr retten.«

Die Cantaro hatten ihre Angriffe

eingestellt. Über den Wäldern herrschte eine trügerische Ruhe. Sie alle wußten, daß sie nicht lange dauern würde. Nicht weit von ihnen entfernt brannte der Wald. Der von der See kommende Wind trieb die Flammen in nordöstlicher Richtung weiter. Westlich von der Gruppe der Widerständler krachte es im Wald. Mit rücksichtsloser Gewalt bahnten sich die Baumaschinen ihren Weg. In regelmäßigen Abständen überflogen kleinere Roboter das Gebiet auf der Suche nach dem Gegner.

Adams sah sich um. Die Männer und Frauen saßen erschöpft auf dem Boden. Sie trugen Schutzanzüge, die mit Gravo-Paks versehen waren. Darin konnten sie sich relativ leicht bewegen. Niemand aber durfte es wagen, über die Baumwipfel hinaus aufzusteigen. Tat es doch jemand, dann schossen die Cantaro und die Roboter augenblicklich mit schwersten Energiestrahlnern.

Pedrass Foch schien seine Gedanken erraten zu haben.

»Sie setzen großkalibrige Waffen ein«, bemerkte er. »Dagegen können sich unsere Individualphären nicht behaupten.«

»Ich weiß«, erwiderte er. »Wir müssen in der Deckung der Bäume bleiben. Es ist mühsam, sich durch das Dickicht zu bewegen, aber es geht nicht anders. Teilt euch in drei Gruppen auf. Die erste Gruppe bewegt sich in nordöstlicher Richtung vor dem Feuer her, die zweite geht genau nach

Osten, die dritte nach Südosten. Sobald wir wenigstens zweihundert Kilometer von hier entfernt sind, stoßen die nördliche und die südliche Gruppe in einer Zangenbewegung zur dritten.«

Er selbst übernahm es, eine der Gruppen anzuführen.

»Ich bilde die Nachhut«, erklärte Pedrass Foch. Er zeigte auf eine etwa drei Meter lange und einen halben Meter breite Antigravplattform, die mit allerlei Waffen beladen war. »Ich habe die entsprechende Ausrüstung und werde die Cantaro so lange aufhalten wie möglich.«

Er lächelte.

»Wichtig ist nur, daß ihr euch ein bißchen beeilt, damit ich euch bald folgen

kann. Also - brecht auf.«

»Einen Moment noch«, ertönte eine männliche Stimme aus der Dunkelheit. »Wir möchten uns anschließen.«

Karl Prenthane und der kahlköpfige Tomaskon kamen unter den Bäumen hervor. Sie schwebten zu Homer G, Adams und Pedrass Foch hinüber.

»Ich habe getan, was ich konnte«, sagte Prenthane, »Ich habe sie so gut abgelenkt, wie es ging. Dabei habe ich Jesco Tomaskon getroffen. Er ist aus dem Lager geflohen.«

»Schließt euch der nördlichen Gruppe an«, befahl Adams. »Wir können später miteinander reden. Und seht zu, daß ihr nicht so viel Lärm macht.«

»Danke«, sagte Tomaskon. »Es ist nett, daß ich mich euch anschließen darf. Ich glaube, ich werde euch unterstützen, wo immer ich kann.«

»Schon gut«, wehrte Foch ab. »Verschwindet endlich.«

Die drei Gruppen brachen auf. Kaum eine Minute später war der blonde Mann allein. Alle anderen Widerstandskämpfer waren im Wald verschwunden. Er nahm einen schweren Energiestrahler von der Antigravplatte, wartete noch einige Minuten und stieg dann langsam auf. Als er über die Wipfel der Bäume hinaussehen konnte, entdeckte er einen diskusförmigen Roboter. Er schoß sofort, und mit einer weithin sichtbaren Explosion verging die Maschine.

Die Explosion war wie ein Signal.

Die militärischen Kräfte der Cantaro hatten sich aufgesplittet. Überall suchten Gruppen nach den Widerstandskämpfern und den geflohenen Gefangenen. Diese waren dabei am schlechtesten dran. Sie waren unbewaffnet und konnten sich nicht gegen die Angriffe der Roboter und der Droiden wehren. Nun aber zog er alle Attacken auf sich.

Unversehens tauchten mehrere fliegende Roboter aus dem Dickicht des Waldes auf. Sie schossen förmlich in die Höhe. Weiter von ihm entfernt erschienen Cantaro in fliegenden Kampfeinheiten, und große, robotische Baumaschinen brachen durch

den Wald. Sie waren nicht flugfähig, doch das hinderte sie nicht daran, die Verfolgung der Widerstandskämpfer aufzunehmen,

Pedrass Foch feuerte pausenlos. Fingerdicke Energiestrahlen zuckten aus seiner Waffe und rissen gewaltige Lücken in die Reihen der Angreifer. Als das Magazin leergeschossen war, ließ er sich abfallen, ergriff die nächste Waffe, stieg blitzschnell wieder auf und feuerte weiter. Zunächst schien es, als sei es ein Nachteil, daß er eine Pause eingelegt hatte, Doch dann wurde deutlich, daß die Unterbrechung sogar vorteilhaft für ihn war. Roboter und Cantaro waren dichter herangekommen und befanden sich in Reichweite seiner Waffen. Pedrass Foch überraschte sie mit wütendem Sperrfeuer, während es ihm gelang, ihren Schüssen rechtzeitig auszuweichen.

Wieder explodierten mehrere Roboter. Drei Cantaro-Flugmaschinen stürzten ab.

Foch ließ sich fallen. Er legte sich flach auf die Antigravplatte und beschleunigte. Innerhalb von wenigen Sekunden steigerte er seine Geschwindigkeit auf nahezu zweihundert Stundenkilometer. Durch einen Tunnel, den ein riesiger Saurier ins Unterholz gebrochen hatte, jagte er zur Flanke eines Berges hinüber. Hier stieg er auf und feuerte sofort, als er über die Wipfel der Bäume hinwegsehen konnte.

Sein Angriff überraschte Roboter und Cantaro gleichermaßen. Ihre Flugposition ließ erkennen, daß sie ihn noch an der alten Stelle vermuteten. Dorthin zielte ihr Vorstoß. So traf sie sein Energiefeuer mit verheerender Wirkung in die Flanke.

»Schade, daß mich keiner sehen kann«, lachte Foch. »So etwas kann man nicht alle Tage abziehen.«

Er setzte das gefährliche Spiel fort.

Als die Cantaro und ihre Roboter das Feuer erwiderten, jagte er bereits auf seiner Antigravplattform zu einer anderen Stelle hinüber. Den Weg dorthin hatte er schon lange vorher vorbereitet. Auch dabei nutzte er einen von einem Saurier getrampelten Pfad. Wo noch Hindernisse gewesen waren, hatte er vor etwa einer Stunde den

Desintegrator eingesetzt und sich so freie Bahn verschafft.

Abermals tauchte er völlig überraschend aus dem Schachtelhalmwald auf und brachte Roboter auf Roboter zur Explosion. Als die Cantaro das Gegenfeuer eröffneten, waren ihre besten Chancen bereits vertan.

Pedrass Foch verschwand.

In der allgemeinen Verwirrung Schossen einige Cantaro auf ihre eigenen Roboter, und als sie merkten, daß der verzweifelt gejagte Feind sich zurückgezogen hatte, war es schon zu

spät für sie. Seine Spuren hatten sich verwischt.

Mittlerweile hatten sich Homer G. Adams und die drei Gruppen weit von der Gefahrenzone entfernt. Pedrass Foch hatte ihnen einen ausreichenden Vorsprung verschafft.

Adams legte eine Pause ein, als sie einen Berggrücken überwanden und dabei bis in eine Höhe von fast viertausend Metern aufsteigen mußten. Er blickte zur Großbaustelle der Cantaro zurück. An zahllosen Stellen brannten Feuer. Die explodierenden und abstürzenden Roboter hatten die Flammen entfacht.

Er atmete auf.

»Scheint so, daß wir es geschafft haben«, sagte er zu einer jungen Frau, die neben ihm stand.

»Die Cantaro ziehen sich zurück«, sagte sie. »Auch die Roboter verschwinden.«

Homer G. Adams schüttelte zweifelnd den Kopf. Doch die junge Frau klappte einen Monitor aus dem Ärmel ihres Schutanzugs und zeigte ihm anhand der Ortungsreflexe, daß sie richtig beobachtet hatte. Die Cantaro und ihre Roboter gaben die Suche offenbar auf und kehrten zur Baustelle zurück.

»Das verstehe ich nicht«, sagte der Anführer der *Widder*. »Das paßt nicht zu ihnen.«

»Uns kann es nur recht sein«, bemerkte sie.

»Ja, eine Verschnaufpause kann nicht schaden.« Adams war unzufrieden. Ihm gefiel die Situation nicht. Er fürchtete, daß

der Rückzug der Cantaro lediglich das Vorspiel zu einem noch gefährlicheren Angriff war. Dennoch entschied er sich dazu, eine längere Pause einzulegen.

»Wir teilen uns«, sagte er. »Vier Männer bleiben hier, bis es hell wird. Die anderen fliegen weiter und nehmen Verbindung mit den anderen Gruppen auf.«

Er blieb mit der jungen Frau und zwei Ortungsspezialisten, um mögliche Aktionen der Cantaro beobachten zu können.

Eine Stunde später stieß Pedrass Foch zu ihnen. Er wurde mit Komplimenten überhäuft. Lachend wehrte er die Lobesworte ab.

»Die Cantaro waren nicht so gut drauf«, sagte er scherhaft. »Es war wohl schon zu spät am Abend für sie.«

Er berichtete, daß er unterwegs fünf Gruppen mit geflohenen Gefangenen gesehen und daß er allen jeweils eine Waffe überlassen hatte.

»Sie müssen sich behaupten können, wenn sie von Tieren angegriffen werden«, erklärte er. »Das war das mindeste, was ich für sie tun konnte.«

»Es ist in Ordnung«, erwiderte Adams, obwohl es für die Organisation WIDDER nicht leicht war, sich Waffen zu beschaffen. »Ich würde ihnen gern mehr geben, aber es geht nicht.«

Sie saßen zusammen auf ihrem Beobachtungsposten und redeten miteinander, bis der neue Tag anbrach. Die Brände hatten sich ausgedehnt. Die bewaldeten Hügel waren an vielen anderen Stellen schwarz verbrannt, und es erschien wie ein Wunder, daß sich die Brände nicht noch auf weitaus mehr Flächen ausgedreit hatten.

Auf der Großbaustelle der Cantaro herrschte Ruhe.

»Ich mache mir Sorgen um Gucky«, sagte Adams. »Ich habe schon zu lange nichts mehr von ihm gehört.«

Er berichtete von seiner letzten Begegnung mit dem Ilt.

»Er hat den Auftrag, die Datenträger in Sicherheit zu bringen, aber er hat Schwierigkeiten beim Teleportieren.«

»Hoffentlich sitzt er nicht irgendwo fest und hofft auf unsere Hilfe.«

»Das glaube ich nicht.« Adams

blickte mit verengten Augen auf die Ebene hinaus. Eine dichte Wolkendecke schob sich vom Meer heran. Sie bewegte sich in einer Höhe von nur wenig mehr als viertausend Metern, und die Sicht verschlechterte sich von Minute zu Minute, so daß sie mehr und mehr auf ihre Ortungsgeräte angewiesen waren. Von den Cantaro und ihren Robotern zeigte sich nach wie vor keine Spur. »Er würde sich über Funk melden.«

Ein dumpfes Dröhnen schreckte die Gruppe auf, und dann brachen fünf cantarische Großraumboote durch die Wolken herab, und ein Sturm brach los. Er verschärfte sich noch, als blaßgrünes Feuer aus ihren Bordgeschützen herabwaberte und weite Teile des Umfelds der Baustelle verwüstete. Wo die Strahlen auftrafen, verwandelten sich Vegetation und Erdreich in wirbelnde Dämpfe. Innerhalb von wenigen Minuten bildete sich eine dichte Wand aus rußigem Dunst, und die Sicht verschlechterte sich derart, daß die Raumboote nur noch wie dunkle Schemen zu erkennen waren.

Homer G. Adams verschlug es die Sprache. Er stand völlig regungslos neben den anderen und schien nicht glauben zu wollen, was er gesehen hatte.

»Die Cantaro haben es satt«, sagte Pedrass Foch erschüttert. »Sie denken gar nicht daran, jeden einzelnen Gegner aus dem Wald herauszupicken. Sie machen reinen Tisch.«

»Sie bearbeiten das ganze Land mit Desintegratoren«, stammelte die junge Frau, »und wenn sie fertig sind, wird es von hier bis zur Baustelle kein organisches Leben mehr geben.«

»Weg hier!« rief Homer G. Adams mit schwankender Stimme. »Beeilt euch! Gleich nehmen sie sich diesen Bergrücken vor!«

Sie fuhren herum und flüchteten.

»Und was ist mit Gucky?« schrie Pedrass Foch. »Er ist da unten irgendwo!«

»Wir können nichts für ihn tun,«

antwortete »Romulus« erschüttert. Es war offensichtlich, daß er von ihrem nahen Ende überzeugt war. Da die Cantaro mit derart drastischen Mitteln vorgingen, hatten sie nur eine verschwindend geringe Überlebenschance.

Foch blickte ihn an und begriff.

Gucky hielt sich in den Bereichen auf, die mit Groß-Desintegratoren verwüstet wurden. Er war schon jetzt nicht mehr am Leben. Der Angriff war zu überraschend gekommen. Und sie selbst würden auch nicht überleben, wenn die Cantaro das Feuer nicht bald einstellten.

Eine gewaltige Bergwand wuchs vor ihnen auf, und sie mußten bis auf nahezu fünftausend Meter aufsteigen. Die Luft wurde empfindlich kalt. Pedrass Foch drehte sich um und blickte zurück. Ein Schrei brach über seine Lippen.

Lautlos schossen Raumjäger-Beiboote, wie sie die BLUEJAY mitführte, aus den Wolken hervor. Bruchteile von Sekunden später rollten die Überschallschocks krachend heran. Mit rasender Geschwindigkeit stürzten sich die Jäger auf die cantarischen Großraumboote, die sich plötzlich einem Sperrfeuer von Energiestrahlen ausgesetzt sahen. Die Cantaro-Boote versuchten auszuweichen. Zugleich schossen sie zurück. Aber für einen derartigen Luftkampf waren sie nicht ausgerüstet. Im Vergleich mit den Raumjägern waren sie viel zu schwerfällig. Eines nach dem anderen stürzte brennend in die Tiefe, und nach kaum fünf Minuten war der Kampf zu Ende. Die Raumjäger stiegen auf und verschwanden über den Wolken.

*

Auch im Weltraum, hoch über Uulema, tobte zu dieser Zeit ein erbitterter Kampf. Die BLUEJAY griff das cantarische Transportschiff an, mit dem das Baumaterial gekommen war. Von Bord dieses Großraumschiffs waren auch die Raumboote gestartet, die die Umgebung der Baustelle verwüstet hatten.

Der Transporter war schwerbewaffnet und leistete Reno Yantill und der BLUEJAY erbitterten Widerstand.

Inzwischen hatte die QUEEN LIBERTY erkannt, daß Hilfe eingetroffen war, und brach nun aus dem Ortungsschutz der Sonne Shirica hervor, um in die Kämpfe einzugreifen. Der Kommandant des Transportschiffs reagierte auf diesen neuen Gegner, indem er mehr als fünfzig Kampfboote ausschleuste und in die Schlacht warf. Sie erwiesen sich als überaus gefährliche und schlagkräftige Waffe. Zwei der von Uulema zurückkehrenden Raumjäger fielen ihr bereits beim ersten Angriff zum Opfer, und die QUEEN LIBERTY mußte einen schweren Treffer hinnehmen.

Reno Yantill war sich mit dem Kommandanten des *Widder*-Raumers einig, daß sie sich zurückziehen mußten.

»Es hat keinen Sinn«, sagte er zu ihm. »Sie sind uns überlegen.«

Bevor er jedoch den Befehl zum Rückzug geben konnte, trat ein, worauf er insgeheim gehofft hatte. Die Phönix-Staffel jagte heran. Sie wurde von der CIMARRON begleitet, und nun wendete sich das Blatt. Reno Yantill sah keinen Grund mehr, den Kampf abzubrechen, und tatsächlich verging das cantarische Raumschiff nur wenige Minuten später in einem Glutball. Viele Raumboote der Droiden stürzten brennend über Uulema ab. Ein kleiner Rest suchte sein Heil in der Flucht

7.

Gucky war so erschöpft, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

»Es geht nicht«, piepste er. »Ich schaffe es nie!«

Während er auf dem Boden lag und nach Atem rang, überlegte er verzweifelt, was daran schuld sein konnte, daß seine parapsychischen Kräfte versiegten. An den Maschinen in den Containern lag es jedenfalls nicht.

Erst einen Block mit Datenträgern hatte

er an den Rand der Großbaustelle gebracht. Vierzehn Spezialbehälter mit Datenträgern standen noch vor ihm.

»Ich brauche es gar nicht erst zu versuchen«, sagte er resignierend.

Er lehnte sich mit dem Rücken an eine der Kisten und atmete einige Male tief durch. Dann faßte er einen Entschluß.

»Ich werde es anders machen«, nahm er sich vor, sammelte seine Kräfte und teleportierte zu den Datenträgern, die er im Wald abgelegt hatte. Überraschend frisch kam er dort an, so daß er sie nehmen und damit zurückkehren konnte. Auch jetzt stellte er nur einen geringen Kräfteverschleiß fest. Er brauchte zwar eine Pause, um sich zu erholen, doch fühlte er sich erheblich besser als nach dem ersten Sprung.

Es paßt nicht zusammen, überlegte er. Es scheint keine Gesetzmäßigkeit zu geben.

Er glitt zu einem Fenster hinüber und blickte vorsichtig hinaus. Beim Stützpunkt wurde noch gekämpft. Gucky empfing die Gedanken von Pedrass Foch, der den Rückzug der anderen deckte.

Unmittelbar vor dem Fenster stand ein kegelförmiger Kampfroboter, und einige Schritte davon entfernt wachte der nächste.

Gucky erkannte, daß er das Gebäude nur mit Hilfe der Teleportation verlassen konnte.

Er sprang zu einem Rohbau hinüber, der etwa hundert Meter von ihm entfernt war. Zwischen abgestützten Mauern und unter einer schützenden Plastikplane als Decke fand er sich wieder. Der Bau befand sich im allerersten Stadium seiner Herstellung.

»Bestens geeignet«, urteilte der Ilt und kehrte zu den Datenträgern zurück. Auch jetzt strengte ihn die Teleportation nur wenig an. Er setzte sich auf eine Kiste und brachte sie in den Rohbau. Danach benötigte er eine kleine Pause, bis er die nächste Kiste holen konnte.

Der Zusammenbruch kam völlig überraschend nach der achten Kiste. Es traf den Mausbiber wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Eine unsichtbare Kraft riß ihm die Beine unter dem Körper weg, und er stürzte zu Boden. Er blieb liegen, weil er

zu schwach war, sich zu erheben.

Als er sich auch nach einigen Minuten noch nicht soweit erholt hatte, daß er aufstehen konnte, beschloß er, sich völlig zu entspannen und einfach nur abzuwarten. Seine Kräfte waren bisher stets zurückgekehrt. Es war lediglich eine Frage der Zeit gewesen, wann die Schwächephase überwunden war. Er schaltete den Gravo-Pak seines Schutzanzugs an, um sich der Schwerkraft des Planeten zu entziehen und sich somit zu entlasten.

Doch dieses Mal dauerte es länger. Die Nacht verging, und der neue Tag zog herauf. Längst war es ruhig geworden. Seit Stunden hatte Gucky keine Detonationen mehr gehört. Er wußte, daß Pedrass Foch und die anderen sich zurückgezogen hatten.

Ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn. Er konnte es sich nicht erklären, doch seine Unruhe wuchs.

Er steuerte sich mit seinem Antigrav zu einem der Fenster hinüber und blickte vorsichtig hinaus. Eine dichte Wolkendecke überzog den Himmel. Nirgendwo waren Cantaro zu sehen. Die Roboter standen bewegungslos bei den verschiedenen Bauten. Ein argloser Betrachter hätte annehmen können, daß sie Metallplastiken waren, die ein unbekannter Künstler hier aufgestellt hatte.

Gucky beschloß, nicht länger zu warten. Er teleportierte zu den restlichen Datenträgern hinüber und holte eine weitere Kiste.

»Kinderleicht«, wunderte er sich, als er danach nicht den geringsten Kräfteverlust registrierte.

Er verlor keine Zeit mit fruchtbaren Überlegungen, sondern holte auch die letzten drei Spezialbehälter.

Brüllender Lärm ließ ihn zusammenzucken. Grünes Licht erfüllte den Raum.

Erschrocken eilte der Ilt zu einem Fenster und blickte hinaus. Er sah cantarische Raumboote, die mit grünen Desintegratorstrahlen die gesamte Umgebung der Baustelle verwüsteten, um

mit einem solchen Großeinsatz alle Feinde zu vernichten. Er begriff, daß er unweigerlich verloren gewesen wäre, wenn er sich - wie anfangs geplant - mit den Datenträgern am Waldrand versteckt hätte. Dort, wo er die ersten Datenträger abgelegt hatte, war nun nur noch ein dampfendes Nichts.

Die Brutalität, mit der die Cantaro vorgingen, verschlug ihm die Sprache. Er streckte seine telepathischen Fühler aus, stieß jedoch nirgendwo in der näheren Umgebung der Baustelle auf Leben. Die Droiden hatten alles Leben ausgelöscht.

Erleichtert stellte der Ilt fest, daß es zahllosen Gefangenen gelungen war, sich weit genug von der Baustelle zu entfernen und sich in den Bergen zu verstecken.

Vergnügt entblößte er seinen Nagezahn, als die Raumjäger der BLUEJAY auftauchten und den Kampf gegen die Einheiten der Cantaro übernahmen.

Dann zog er sich vorsichtig vom Fenster zurück, bis er nur noch durch einen kleinen Spalt sehen konnte. Fünf Cantaro kamen aus dem Zentralgebäude hervor und eilten zu dem Bau hinüber, aus dem er die Datenträger entwendet hatte.

»Das gibt eine hübsche Überraschung für euch«, freute er sich.

An der Spitze der Cantaro ging Veegran, der Oberbefehlshaber. Sein Gesicht hatte sich Gucky unauslöschlich eingeprägt, als er ihn im Lager der Gefangenen gesehen hatte.

Laut röhrend und krachend stürzte eines der Raumboote der Cantaro ab. Der Ilt beobachtete, wie es südlich der Baustelle in den Bergen aufschlug und explodierte. Den Arbeiterführer schien der Absturz nicht zu berühren. Er betrat das Gebäude, ohne der Schlacht in den Wolken einen Blick zu gönnen.

»Gleich ist es mit deiner Ruhe vorbei«, kicherte Gucky.

Er behielt recht. Sekunden später eilte Veegran aus dem Bau hervor und sah sich verstört um, als hoffte er, die Datenträger irgendwo im Freien vorzufinden. Die anderen Cantaro folgten ihm zögernd. Der Ilt war zu weit von ihnen entfernt, um

verstehen zu können, was Veegran ihnen in seinem Zorn an den Kopf warf, doch seine Gesten verrieten ihm bereits genug.

Er lachte übermütig.

»Dir gebe ich noch eins drauf«, sagte er. »Mal sehen, ob deine Syntronik das übersteht.«

Er teleportierte sich zu Veegran hinüber. Auf seinen Schultern materialisierte er.

Der Arbeiterführer blieb wie erstarrt stehen. Die anderen Cantaro blickten

den Ilt mit geweiteten Augen an. Sie waren viel zu überrascht, um reagieren zu können.

»Hallo, Freunde!« rief der Mausbiber. »Paßt bloß auf, daß euch die Augen nicht aus dem Kopf fallen!«

Er legte Veegran beide Hände vor die Augen und verschwand mit ihm zu den Datenträgern. Telekinetisch wirbelte er ihm ein paar Plastikfetzen um den Kopf, so daß er nicht schreien konnte, dann fesselte er ihm Arme und Beine. Da er wußte, über welch unfaßbare Kräfte die Cantaro verfügten, legte er ihm ein matt schimmerndes Energieband an. Es widerstand den wütenden Bemühungen des Arbeiterführers.

Mit Hilfe seines Gravo-Paks glitt er von den Schultern des Cantaro herunter. Er ließ sich hinter seinem Rücken herabsinken, und als er die richtige Höhe erreicht hatte, trat er ihm kräftig in die Kniekehlen. Veegran kippte um und fiel der Länge nach auf den Boden.

»Oh«, sagte er spöttisch. »Das tut mir leid. Eigentlich sollte ich dich so rücksichtsvoll behandeln, wie du deine Gefangenen behandelt hast.«

*

Perry Rhodan wußte, daß er keine Zeit zu verlieren hatte. Die Schlacht war vorbei. Die cantarischen Einheiten waren zerstört, doch schon bald würde Verstärkung eintreffen, um die Basis Uulema zu retten.

»Die Freihändlerschiffe landen«, entschied er. »Die CIMARRON, die BLUEJAY und die QUEEN LIBERTY

bleiben als Wächter im Orbit.«

Der Kommandant der QUEEN LIBERTY meldete ihm, daß Robotkommandos damit begonnen hatten, die im Gefecht erlittenen Schäden zu beheben.

»Adams meldet sich«, teilte die Funkleitzentrale mit. »Er schließt sich mit den anderen Gruppen zusammen und wird an Bord der MONTEGO BAY gehen.«

Auf einem der Schirme vor Rhodan erschien das Bild des Ilt.

»Hallo, Perry!« rief der Mausbiber. »Ich habe eine schöne Nachricht für dich. Erstens haben wir die Datenträger der Cantaro, und zweitens jammert Arbeiterführer Veegran mir die Ohren voll, weil er dich unbedingt sprechen möchte. Ich habe ihn an Bord der HALUTA gebracht und ihm einen Knebel angelegt, damit er endlich den Schnabel hält.«

Rhodan lachte.

»Gut gemacht, Kleiner«, lobte er, wohl wissend, wie der Ilt seine Worte gemeint hatte. Der Anführer der Cantaro hatte ganz sicher nicht das Verlangen, mit ihm zu reden. Ganz im Gegenteil. Doch er würde reden. Rhodan war entschlossen, wichtige Informationen aus ihm herauszuholen.

Etwa eine halbe Stunde verstrich. Dann meldete sich Homer G. Adams und gab ihm einen ausführlichen Bericht über die Ereignisse auf Uulema.

»Wir verdanken es also Pedrass, daß wir mit heiler Haut davongekommen sind«, schloß er. »Er hat sich hervorragend geschlagen.«

Er beantwortete Rhodan noch einige Fragen zu den Gefangenen, die von den Cantaro nach Uulema gebracht worden waren, und entschied, daß sie auf diesem Planeten bleiben mußten. Sie konnten sie nicht aufnehmen und in Sicherheit bringen, ohne die gesamte Flotte in Gefahr zu bringen.

»Wir müssen sehr schnell und konsequent handeln«, stellte er fest. »Es kommt auf jede Minute an. Wenn die Cantaro kommen, darf keiner unserer Raumer noch auf Uulema sein.«

»Was geschieht mit den Anlagen der

Cantaro?« fragte Adams.

»Wir zerstören sie«, sagte Rhodan.

»Wir setzen Desintegratorbomben ein.«

Homer G. Adams leitete die Maßnahme ein, die notwendig war, die Operationsbasis der Cantaro zu zerstören. Noch während die Freihändler die Bomben legten, meldete die Ortungszentrale der CIMARRON, daß sich cantarische Einheiten dem Shirica-System näherten.

Rhodan gab die Information an »Romulus« weiter.

»In etwa zehn Minuten werden sie hier sein«, erklärte er. »Die Schiffe müssen warten.«

Minuten später verließ die Phönix-Staffel den Planeten. Die kleine Flotte machte sich auf den Weg nach Arhena. Auch die QUEEN LIBERTY war dabei. Sie war soweit wiederhergestellt, daß sie einigermaßen mithalten konnte.

Unangefochten erreichten die acht Raumschiffe Arhena, die Stützpunktstadt der Organisation WIDDER. Auf dem Weg dorthin waren die Raumer mehrfach aufgetaucht. Einer der Funker kam in die Messe, um Rhodan mitzuteilen, daß die CIMARRON in dieser Phase des Raumflugs mehrere Hyperfunkssprüche aufgefangen hatte.

»Die Nachricht von der cantarischen Niederlage auf Uulema verbreitet sich wie ein Lauffeuer«, meldete er voller Stolz. »Die Cantaro selbst haben es von Uulema gemeldet. Andere scheinen die Nachricht aufgefangen und weitergeleitet zu haben. Der Schock scheint tief zu sitzen.«

»Wir haben allen Grund zu triumphieren«, stellte Rhodan fest, als der Funker den Raum verlassen hatte. Er lächelte. »Um es mit Geoffry Waringers Worten zu sagen: Dem Teufel, der in Terras Hallen wohnt, ist ein erster, empfindlicher Schlag versetzt worden.«

»Weitere werden folgen«, betonte Pedrass Foch. »Und sie werden die Cantaro noch härter treffen.«

Sie aßen eine Kleinigkeit. Dann war es auch schon soweit. Die acht Einheiten schwebten in die Hangars von Arhena.

*

Jesco Tomaskon sah sich staunend in dem Hangar um, in dem die HALUTA gelandet war.

»Wenn ich es nicht mit eigenen Augen sehen würde«, sagte er, »ich würde es nicht glauben.«

Karl Prenthane lächelte voller Stolz.

»WIDDER hat Unglaubliches geleistet«, erwiderte er. »Und die Organisation wird noch viel mehr bewerkstelligen. Sie wird die Macht der Cantaro brechen.«

Er legte dem Kahlköpfigen eine Hand auf die Schulter und führte ihn zu den Unterkünften der Mannschaften.

»Habt ihr keine Angst vor feindlichen Agenten?« fragte Tomaskon. »Sicher wissen die Cantaro, daß es *Widder* gibt. Meinst du nicht, daß sie versuchen werden, Agenten bei euch einzuschleusen?«

»Und wenns schon«, entgegnete Prenthane selbstsicher. »Es wird ihnen nicht gelingen.«

Eine Tür schloß sich hinter ihnen. Sie schritten durch einen Gang, von dem mehrere Türen abzweigten. Prenthane zögerte kurz, dann öffnete er, die Tür zu einem Zimmer, das einem der Gefallenen von Uulema gehört hatte.

»Ich hoffe, es macht dir nichts aus«, sagte er. »Hier hat einer der Männer gewohnt, der die Kämpfe auf Uulema nicht überlebt hat. Simon Atrans hieß er. Ein netter Kerl. Er war immer gut gelaunt.«

»Es macht mir nichts aus«, beteuerte Tomaskon. Er betrat den schlicht eingerichteten Raum, der bis auf einige Holographien und ein Messer mit einem geschnitzten Griff keine persönlichen Dinge enthielt.

Karl Prenthane schüttelte den Kopf. Er strich sich mit der Hand über das Kinn.

»Es ist schon seltsam, wenn man sieht, was von einem Menschen bleibt, wenn er gestorben ist«, sagte er leise. »So gut wie nichts.«

Er blickte erstaunt auf, als er bemerkte, daß Tomaskon die Tür geschlossen hatte.

»Was ist los?« Verstört blickte er auf die Waffe, die der Kahlköpfige in der Hand

hielt und nun auf ihn richtete.

»Das habe ich mich auch lange Zeit gefragt«, antwortete Jesco Tomaskon. »Und bis vor ein paar Minuten habe ich es auch nicht gewußt.«

»Was hast du nicht gewußt?«

»Was die Cantaro mit mir gemacht haben, als sie mich in dieses provisorische Gebäude geholt hatten, in dem sie ihre Gen-Experimente durchführen.«

»Ja - und?«

»Sie haben mich manipuliert. Sie haben irgend etwas in meinem Kopf geändert. Ich habe nichts davon gemerkt - bis eben, als wir im Hangar waren. Da hat es sozusagen >Klick< gemacht.«

»Ich verstehe immer noch nicht.«

Tomaskon lächelte abfällig.

»Naja, der Intelligenteste bist du nicht. Das ist mir schon lange klargeworden. Ich will es dir also erklären. Die ganze Zeit über war ich davon überzeugt, daß sie mich verhört und gefoltert haben. Ich war sauer, weil sie mir den Schädel kahlgeschoren haben. Ich dachte wirklich, das sei alles.«

»Aber das war es nicht?«

»Nein. Damit wollten sie mich nur täuschen und vom Wesentlichen ablenken. Mich und alle anderen, die von

meinem Aufenthalt in dem Haus wußten.«

»Aber weshalb denn?« schrie Karl Prenthane in aufkommender Panik.

»Niemand sollte auf den Gedanken kommen, daß sie mich zu ihrem Werkzeug gemacht haben. Siehst du, jetzt haben sie geschafft, was sie schon lange vorhatten. Sie haben einen Agenten eingeschleust.«

»Du bist ein Spitzel der Cantaro?« stammelte Prenthane.

»So ist es. Seit ein paar Minuten weiß ich es, und ich kann nichts dagegen tun. Es würde mich umbringen, wenn ich nicht gehorchte. Aber ich habe nicht vor zu sterben. Deshalb ...«

»Nicht?« rief der Erschließungsarchitekt. »Warte! Vielleicht finden wir einen Ausweg, oder wir können uns einigen.«

»Zu spät«, erwiderte der Kahlköpfige. »Verstehst du denn nicht? Veegran ist hier

im Stützpunkt. Das ist der Grund dafür, daß ich aktiviert wurde. Ich vermute, daß er mich mit einem Impuls eingeschaltet hat. Ich habe zwei Aufgaben. Ich muß ihm helfen, und ich muß ein Hyperfunksignal absenden, damit die Cantaro erfahren, wo dieser Stützpunkt ist. Ich muß gehorchen. Es hilft alles nichts.«

Ein lindgrüner Energiestrahl zuckte aus seiner Waffe und tötete Karl Prenthane.

Als der Erschließungsarchitekt sterbend zu Boden stürzte, mußte er an seine eigenen Worte denken.

»Es ist schon seltsam, wenn man sieht, was von einem Menschen bleibt, wenn er gestorben ist! So gut wie nichts.«

Von ihm würde gar nichts bleiben. Der Agent der Cantaro würde mit Hilfe seines Desintegrators alle Spuren seiner Existenz beseitigen.

*

Zusammen mit Pedrass Foch und Homer G. Adams betrat Perry Rhodan einen Raum, in dem Veegran gefangen gehalten wurde. Sato Ambush war bei dem Cantaro. Er hatte den Arbeiterführer auf das Verhör vorbereitet.

Seit den Erlebnissen mit Daarshol hatte man einschlägige Erfahrungen im Umgang mit cantarischen Gefangenen. Deshalb hatte Sato Ambush Veegran den Koordinationsselektor aus dem Droiden-Körper entfernt und dafür Sorge getragen, daß Veegran keine Überbrückungsschaltung vornehmen konnte. Der Arbeiterführer konnte sich nun nur noch schwerfällig und langsam bewegen. Er trat einige Schritte zurück, als er Rhodan sah, und er schien die größte Mühe dabei zu haben, sich auf den Beinen zu halten.

»Ich habe ihm noch ein energetisches Fesselfeld angelegt«, erläuterte Sato Ambush. »Das erschien mir sicherer.«

Er führte aus, daß er in der Hülle des Fesselfeldes für das Verhör kleine Strukturlücken geschaffen hatte, damit eine Verständigung möglich wurde.

»Veegran hat inzwischen auf eine rein syntronische Bewußtseinstätigkeit geschaltet, so daß Gucky seine Gedanken nicht erkennen kann«, schloß er seinen Bericht.

»Wo ist Gucky überhaupt?« fragte Rhodan.

»Er hat sich zurückgezogen«, antwortete Ambush arglos. »Er scheint vom Einsatz erschöpft zu sein.«

Rhodan stutzte.

»Gucky und erschöpft? Das paßt nicht zusammen. Ich werde gleich nach dem Verhör zu ihm gehen. Ich möchte wissen, was da los ist.«

Er wandte sich dem Cantaro zu, der ihn ausdruckslos ansah.

»Ich habe ein paar Fragen«, begann er, »und es wäre gut, wenn du uns antworten würdest.«

»Du kannst fragen, soviel du willst«, erwiderte Veegran. »Ich werde nichts sagen.«

»Das werden wir sehen.« Rhodan blieb gelassen. Er blickte kurz zu Sato Ambush hinüber, der an einer Konsole mit Meßgeräten saß und versuchte, die syntronischen Signale aufzuzeichnen, die der Droiden-Körper emittierte.

Der Arbeiterführer machte seine Worte wahr. Er schwieg sich aus. Auf keine der Fragen Rhodans antwortete er, nicht einmal auf jene, durch die er nichts verraten hätte. Er blickte an Rhodan vorbei ins Leere und tat so, als nähme er überhaupt nichts wahr.

Nach zwei Stunde ergebnisloser Bemühungen brach Rhodan das Verhör ab. Sie ließen den Cantaro allein. In den nächsten Stunden wurde er mit Hilfe von syntronischen Kameras überwacht.

8.

Marte Escatt schlug die Augen auf und sah sich verwundert um. Sie befand sich in einer hellen, kleinen Kabine. Die blitzenden Geräte an der Wand neben sich identifizierte sie als Teile eines Medo-Roboters.

»Wie fühlst du dich?« fragte eine männliche Stimme.

Als sie den Kopf zur Seite drehte, sah sie Pedrass Foch.

»Wie neugeboren«, antwortete sie. »War ich schwer verletzt?«

»Es reichte«, lächelte Pedrass. In seinen Augen leuchtete ein warmes Licht. »Du hast dich tapfer geschlagen.«

Sie richtete sich auf. Sie spürte nichts mehr von einer Verletzung, wußte aber genau, was geschehen war.

»Wir sind nicht mehr auf Uulema«, stellte sie fest.

»Nein - auf Arhena.«

Das Lächeln auf ihren Lippen erstarb. Sie begriff, daß ihre Verletzungen alles andere als leicht gewesen waren und daß ihre Behandlung erhebliche Zeit in Anspruch genommen hatte.

Pedrass Foch berichtete, wie die Ereignisse auf Uulema abgelaufen waren, nachdem man die erste Gruppe - zu der auch Marte gehört hatte - mit Hilfe des Transmitters in Sicherheit gebracht hatte.

»Und jetzt?« fragte sie, nachdem er etwa eine Stunde lang erzählt hatte.

»Wir sind dabei, die auf Uulema erbeuteten Daten auszuwerten«, erklärte er. »Das scheint schwieriger zu sein als erwartet. Die Informationen sind vielfach verschlüsselt. Immerhin ist so gut wie sicher, daß die Daten, die der Großsender verbreiten sollte, für unterschiedliche Empfänger bestimmt sind. Es gibt einige nur leicht entkodierte Teile, die wohl für die allgemeine Kenntnisnahme gedacht sind.«

Marte Escatt stieg aus dem Bett. Sie trug eine leichte Kombination. Sie fand, daß sie zu dünn war, und streifte sich eine Hose und eine Bluse über.

»Die verschlüsselten Daten hätten an die Adressen höherrangiger Netzeilteilnehmer gehen sollen«, fuhr Pedrass fort. Er bedachte Marte mit bewundernden Blicken. »Also wahrscheinlich Flottenkommandeure, Agenten im Geheimeinsatz und dergleichen.«

»Dann gibt es also verschiedene Verschlüsselungsniveaus«, sagte sie.

»Richtig«, bestätigte er. »Die einfachsten Kodes lassen sich durch den Einsatz nur weniger Computer knacken. Für die schwierigeren Kodes wird Perry wahrscheinlich die gesamte Rechnerkapazität unseres Stützpunktes benötigen. Ich war gerade dabei, wie er mit Homer verhandelte. Er braucht seine Genehmigung, wenn er die ganze Kapazität nutzen will.«

»Ist klar«, erwiderte sie. »Für wie lange wird er sie benötigen?«

»Das ist der Grund dafür, daß sie noch verhandeln«, erklärte er. »Wir gehen davon aus, daß der Rechner eine geschlagene Woche brauchen wird, bis er alle Kodes entschlüsselt hat.«

Sie ging zur Tür, und er verstand die unausgesprochene Aufforderung. Er erhob sich aus dem Sessel, in dem er gesessen hatte, und verließ das Krankenzimmer.

»Was wissen wir denn bis jetzt?« fragte sie.

Sie stiegen in einen Antigravschacht und sanken darin nach unten.

»Wir haben einiges über geplante cantarische Flottenmanöver in der Eastside der Galaxis und in Richtung der beiden Kugelsternhaufen M70 und M72 erfahren«, antwortete er. »Auch von neuen Stützpunkten, die im Bereich der Eastside eingerichtet werden sollen, ist die Rede.«

Sie verließen die QUEEN LIBERTY und durchquerten den Hangar. Sie mußten etwas lauter sprechen als bisher, da die an den Raumschiffen arbeitenden Wartungsroboter einen beträchtlichen Lärm verbreiteten.

»Dann bieten sich uns Widdern also eine ganze Reihe von Zielen, die wir mit guten Erfolgsaussichten angreifen können«, stellte sie fest.

»Niemand denkt ernsthaft an solche Unternehmungen«, enttäuschte er sie. »Die Cantaro wissen, welche Daten uns in die Hände gefallen sind. Sie werden alles unternehmen, um die Schwachpunkte ihrer Macht zu schützen und zu stärken.«

Sie seufzte.

»Du hast recht. Wir würden uns blutige Nasen holen.« Sie blieb stehen. »Was ist

eigentlich aus Karl Prenthane geworden?«

»Ich habe gehört, daß er alles gut überstanden hat«, erwiderte er.

»Wo ist er?«

»Keine Ahnung. Er müßte in seinem Zimmer sein. Willst du zu ihm?«

Sie lächelte entschuldigend.

»Er war dabei, als es passierte«, sagte sie. »Ich vermute, er hat geholfen, mich unter dieser Echse hervorzuholen und in Sicherheit zu bringen. Ich möchte mich auch bei ihm bedanken.«

»Natürlich. Das versteh ich. Falls du mich suchst, ich bin bei Gucky. Ihm geht es nicht besonders gut. Er hat sich irgendwie überanstrengt.«

»Gucky? Überanstrengt?« Sie lachte. »Du willst mich auf den Arm nehmen!«

Mit diesen Worten drehte sie sich um und eilte davon. Pedrass Foch rief ihr nach, daß er es durchaus ernst gemeint hatte, aber sie hörte ihn nicht mehr. Sie war mit ihren Gedanken schon bei Karl Prenthane.

Sie war enttäuscht von dem Erschließungsarchitekten, doch sie nahm sich vor, ihm keine Vorwürfe zu machen. Sie hatte alles gut überstanden. Nun war es besser, zu vergessen, wie er sich verhalten hatte.

Sie betrat das Zimmer Prenthanes und blieb überrascht stehen, als sie sich einem hochgewachsenen, kahlköpfigen Mann gegenüber sah, der eine Multitraf in der Hand hielt. Der andere schien ebensowenig mit ihr gerechnet zu haben wie sie mit ihm.

»Hallo«, sagte sie zögernd. »Ich suche Karl Prenthane.«

»Der ist nicht hier«, antwortete er und trat einen Schritt auf sie zu. Staub wirbelte unter seinen Füßen auf, aber sie bemerkte es nur am Rand, und sie machte sich keine Gedanken darüber.

»Habe ich mich in der Tür geirrt?«

»Nein, durchaus nicht. Er war hier. Aber jetzt nicht mehr.« Der Kahlköpfige lächelte verzerrt, nahm die Waffe in die linke Hand und streckte ihr die rechte entgegen. »Ich bin Jesco Tomaskon. Ich war Gefangener bei den Cantaro, konnte aber entkommen.«

»Das freut mich für dich.« Marte Escatt fühlte sich unbehaglich. Sie wich den

Blicken des Mannes aus, und sie fühlte, wie ihr Rücken kalt wurde. Furcht beschlich sie. Irgend etwas stimmte nicht mit diesem Mann. Das spürte sie. Doch sie wußte nicht, was.

Du hast Glatzköpfe nie gemocht, schalt sie sich. Das ist alles.

Er erriet ihre Gedanken. Verlegen, wie es schien, strich er sich mit der Hand über den kahlen Schädel.

»Diese Teufel haben mich geschoren«, erklärte er. »Sie haben mich in der Mangel gehabt. Vorher hatte ich einen richtigen Rauschebart.«

Er versuchte ein Lächeln, aber es gelang ihm nicht. Sein Gesicht verzerrte sich, und um seine Unsicherheit zu überdecken, strich er sich rasch mit der Rechten über die Mundpartie.

»Wir sehen uns sicher noch«, sagte er und ging an ihr vorbei. Auf dem Gang vor der Tür blieb er noch einmal stehen und drehte sich zu ihr um. »Weißt du, wo ich Perry Rhodan finde?«

»Er wird in der Zentrale oder in der Nähe der Zentrale sein«, antwortete sie.

»Danke!« Er hob grüßend die Hand und ging davon. Marte blickte hinter ihm her. Sie sah, wie er seine Waffe an die Seite heftete. Das Unbehagen wuchs. Sie ging zu einem Telekom und wählte die Zentrale.

Pedrass Foch meldete sich. Überrascht blickte er sie an. Er schien nicht damit gerechnet zu haben, sie so bald wiederzusehen.

»Was gibt es, Marte?« fragte er.

»Kennst du einen Jesco Tomaskon?«

Der Glanz in seinen Augen erlosch.

Er schien mit einer anderen Frage gerechnet zu haben.

»Sicher«, antwortete er. »Das ist einer von den Gefangenen der Cantaro. Er ist aus dem Lager der Ulema geflüchtet.«

»Mit dem Mann stimmt etwas nicht«, sagte sie. »Ich weiß selbst nicht, was mich an ihm stört. Irgend etwas ist nicht in Ordnung.«

»Du solltest dir ein bißchen Ruhe gönnen, Marte«, empfahl er ihr. »So schnell erholt man sich nicht von solchen Verletzungen. Du hattest einen schweren

Schock.«

Sie ging darüber hinweg.

»Er hat mich gefragt, wo Perry ist«, erläuterte sie. »Wir alle sagen Perry. Manche nennen ihn nur Rhodan. Aber niemand spricht von ihm als Perry Rhodan.«

»Schon gut«, erwiderte er. »Es war wichtig, daß du mich informiert hast.«

Er schaltete ab, und sie war sicher, daß es ihn nicht interessierte.

Er hat dich abgewimmelt!

Marte drehte sich nachdenklich um. Ihre Blicke fielen auf die noch immer offene Tür zu Karl Prenthanes Zimmer. Die automatische Reinigung hatte eingesetzt. Sie konnte sehen, wie der Staub abgesogen wurde und in den Spalten an den Fußleisten der Wände verschwand.

Sie stutzte.

Sie erinnerte sich nicht daran, jemals so viel Staub in irgendeinem Raum des Stützpunkts oder an Bord eines Raumschiffes gesehen zu haben. So etwas konnte es nicht geben.

Nachdenklich ließ sie sich in die Hocke sinken.

Warum war der Staub nicht schon früher abgesaugt worden?

»Dafür kann es nur einen Grund geben«, sagte sie leise. »Es war, weil Tomaskon im Raum war.«

Die Automatik hatte Rücksicht auf den Menschen genommen. Blieb die

Frage, warum der Staub nicht entfernt worden war, bevor Tomaskon den Raum betreten hatte.

Sie sprang auf.

»Weil er noch nicht da war!«

Ihr Pulsschlag beschleunigte sich. Sie eilte zum Telekom.

Es gab nur eine Möglichkeit: Jesco Tomaskon hatte den Staub produziert. Dazu hatte er seinen Desintegrator benutzt.

Ein schrecklicher Verdacht stieg in Marte auf.

*

Perry Rhodan blickte ratlos auf Gucky

herab, der unter einem Medo-Roboter auf einer Liege ruhte. Nur selten hatte er den Mausbiber so schwach und ausgelaugt gesehen.

»Was ist los mit dir?« fragte er und fügte scherhaft hinzu: »Seit wann legst du dich auf die faule Haut?«

Gucky blickte ihn mit großen, traurigen Augen an.

»Hilf mir, Perry«, flüsterte er mit kaum verständlicher Stimme. »Es geht zu Ende.«

Ein eisiger Schreck durchfuhr den Unsterblichen.

»Was redest du da? Du wirst bereits behandelt. Warte nur ab, in ein oder zwei Stunden bist du wieder der alte.«

Er warf den Instrumenten des Automaten einen kurzen Blick zu. Sie zeigten an, daß der Mausbiber mit allen Mitteln der modernen Medizin untersucht worden war. Die Diagnose lautete: Extreme Entkräftung.«

Eine Therapie aber hatte der Roboter nicht anzubieten!

Rhodan schnürte es die Kehle zu.

Seine Gedanken wanderten zu Geoffrey Waringer. Ihn hatten sie verloren, und seinen Verlust hatten sie noch nicht verkraftet.

War jetzt Gucky an der Reihe?

Nein! schrie es in ihm. *Er nicht! Das darf nicht sein!*

»Gib mir einen Tip«, bat er und griff nach der Hand des Freundes. »Bitte, Gucky, gib jetzt nicht auf und versuche, uns zu helfen.«

»Es hat keinen Zweck mehr«, brachte der Ilt mühsam hervor. »Alles geht einmal zu Ende.«

»Verdamm! Nein!« rief Rhodan. »Wir bringen dich wieder auf die Beine. Verlaß dich drauf. Wir tun alles, was wir können.«

»Das ist nicht genug.«

Voller Entsetzen erkannte Rhodan, daß Gucky sich bereits aufgegeben hatte.

Eine Welt brach für ihn zusammen. Nie war ihm der Gedanke gekommen, daß Gucky sterben könnte.

Er fuhr herum und stürzte aus dem Zimmer. Auf dem Gang davor hielten sich einige Spezialisten auf, deren Aufgabe die

Überwachung und Programmierung der Medo-Roboter war.

»Laßt Gucky nicht aus den Augen!« rief er ihnen zu. »Er darf nicht eine Sekunde lang allein bleiben.«

Die Männer eilten zu dem Mausbiber, und Rhodan hörte, wie einer von ihnen sagte: »Ich glaube es nicht. Gucky stirbt!«

Als er in die Zentrale kam, traten Homer G. Adams und Pedrass Foch auf ihn zu.

»Endlich«, sagte »Romulus« erregt. »Du mußt sofort zu dem Cantaro gehen. Er will dich sprechen.«

»Jetzt nicht«, antwortete Rhodan. »Ich fürchte, mit Gucky geht es zu Ende. Er braucht dringend Hilfe. Bevor wir uns um den Cantaro kümmern, wird wirklich alles getan, um Gucky zu helfen.«

Adams hatte Rhodan selten so erregt und aufgewühlt gesehen. Er glaubte ein verdächtiges Glitzern in seinen Augen zu sehen.

»Beruhige dich«, bat er. »Wir übernehmen das. Du kannst dich darauf verlassen. Geh zu dem Cantaro. Es ist wirklich wichtig. Vielleicht entscheidend für unsere Zukunft.«

Rhodan weigerte sich, doch Adams und Foch redeten so lange auf ihn ein, bis er schließlich nachgab. Inzwischen hatten sie Alarm gegeben und alle nur erdenklichen Kräfte in den Dienst Gucky's gestellt. Ein verzweifelter Wettlauf um das Leben des Ilts begann.

Homer G. Adams konsultierte die Hauptsyntronik, bei der alle Daten zusammenliefen und die auch die Medo-Roboter überwachte und steuerte.

Plötzlich verspürte er stechende Schmerzen in der Brust.

Die Auskunft der Syntronik war niederschmetternd. Sie machte ihm nicht die geringste Hoffnung.

*

Rhodan hatte Mühe, sich zu konzentrieren, als er dem Cantaro gegenüberstand.

»Hast du dich endlich entschlossen, den

Mund aufzumachen?« fragte er.

»Du bist Perry Rhodan?«

»Der bin ich.«

»Man hat mir gesagt, daß du unsterblich bist.«

Der Terraner blickte Veegran forschend an.

Welches Ziel verfolgte der Cantaro? Was bezweckte er mit dieser Bemerkung?

»Es wird vieles gesagt«, erwiderte er ausweichend.

»Es ist also nicht wahr?« Die Lippen des Cantaro verzogen sich zu einem herablassenden Lächeln. »Das überrascht mich nicht. Es gibt nur verschwindend wenige Unsterbliche. Ich bin einer von ihnen, und ich hätte es sofort erkannt, wenn du auch dazugehört hättest.«

»Du bist ein Unsterblicher? Warum erzählst du mir das?«

Rhodan blickte flüchtig zu Sato Ambush hinüber, der die von dem Cantaro ausgehenden syntronischen Signale aufzeichnete. Ambush schüttelte den Kopf. Er stellte keine ungewöhnlichen Ausschläge fest.

»Ich will, daß du es weißt. Vielleicht verstehst du dann, wie bedeutend ist, was ich dir zu sagen habe.«

»Heraus damit!«

Die Augen des Gefangenen verengten sich.

»Die Herren der Straßen werden euch zertreten. Ganz nebenbei. Ohne euch wirklich wahrzunehmen. So wie man ein Insekt zertritt!«

Sato Ambush richtete sich ruckartig auf.

»Perry - aufpassen!« brüllte er.

Die Warnung kam zu spät. Rhodan sprang zurück. Er ahnte, was kam, und er suchte verzweifelt nach einer Lösung. Doch es war schon zu spät. Er konnte den Cantaro nicht mehr retten.

Veegran lachte laut auf. Dann schossen Flammen aus ihm heraus. Sie prallten von dem Energiefeld ab, das ihn umgab, und im nächsten Moment verschwand er in wirbelnder Glut. Irgend etwas in ihm war explodiert, doch die Energie konnte sich nicht so ausbreiten, wie er es geplant hatte. Das Fesselfeld verhinderte es. Da es von

außen auf den Cantaro projiziert worden war, hielt es den tobenden Energien stand.

Rhodan wandte sich ab, als das Feuer in sich zusammensank und die letzten Reste Veegrans vernichtete.

*

Jesco Tomaskon durchquerte einen Raum, in dem mehrere Techniker an einem Großcomputer arbeiteten. Er bemerkte einen Hinweis an der Wand,

der ihm anzeigen, wie er zur Hyperfunkstation kam.

Er ging zügig weiter.

Nichts in seinem Gesicht verriet, wie beunruhigt er war. Er spürte, daß sich eine Spannung in ihm aufbaute, die er nicht zu deuten wußte.

Irgend etwas hatte sich verändert, und er wußte nicht, was es war.

Mittlerweile hatte er nahezu vergessen, wer er ursprünglich gewesen war. An den wirklichen Jesco Tomaskon erinnerte er sich kaum noch. Er verschwendete keinen Gedanken an ihn, sondern konzentrierte sich gänzlich auf die vor ihm liegende Aufgabe.

Er wollte Hyperfunksignale abstrahlen, die den Cantaro klar und deutlich anzeigen, wo der Unterschlupf der Organisation WIDDER zu finden war. Dabei war er sich dessen bewußt, wie seine Mission enden würde. Doch der nahe Tod berührte ihn nicht. Er ließ ihn ebenso kalt, wie der Tod von Karl Prenthane.

Er lächelte sogar, als er die Hyperfunkzentrale betrat, in der nur eine junge Frau Dienst tat. Sie drehte sich nach ihm um und erwiderte sein Lächeln.

Tomaskon blieb stehen und stützte die Hände auf den Hüften ab. Seine rechte Hand war nur noch eine Daumenbreite vom Kolben seiner Waffe entfernt. Doch das bemerkte sie nicht. Sie war arglos.

In diesem Augenblick, als Tomaskon zu seinem Energiestrahler greifen und sie töten wollte, verspürte er einen leichten Stich im Kopf. Er zögerte, als es kurz vor seinen Augen zu flimmern begann.

Zugleich begriff er, daß etwas Entscheidendes geschehen war.

Veegran war soeben gestorben.

Ich war mit ihm verbunden! erkannte er. *In der Gen-Station hat er mich zu seinem Werkzeug gemacht. Er hat mich aktiviert, und eben hat er sich von mir verabschiedet.*

Aber er war nicht frei. Die Verbindung zu dem Cantaro war abgerissen, doch das änderte nichts an den Befehlen, die man ihm auf biologischem Wege einprogrammiert hatte.

»Was ist los mit dir?« fragte die junge Frau. Sie stand auf und trat auf ihn zu. »Stimmt etwas nicht?«

Sie blickte ihn forschend an. Sie hatte klare, dunkle Augen, die ihn vorübergehend verwirrten.

»Wer bist du überhaupt?« Sie wich einen Schritt vor ihm zurück, und der Ausdruck ihrer Augen veränderte sich. Furcht flackerte darin auf. »Ich habe dich noch nie gesehen.«

»Das spielt keine Rolle«, erwiderte er und griff nach seiner Waffe.

*

Als Perry Rhodan den Raum verließ, in dem er den Cantaro Veegran verhört hatte, erfüllte ihn nur ein einziger Gedanke.

Wie ging es Gucky?

Er wollte auf schnellstem Weg zum Ilt.

Wenn er stirbt, will ich bei ihm sein, schwor er sich. *Wenigstens das!*

Auf halbem Weg kam ihm Homer G. Adams entgegen.

»Wie geht es ihm?« fragte Rhodan.

»Unverändert schlecht«, erwiderte der Chef der Widders. »Seine Vitalfunktionen erlöschen.«

»Komm, wir gehen zu ihm«, drängte Rhodan.

»Ich war gerade bei ihm«, wehrte Romulus ab. »Es hat keinen Sinn. Er ist von Spezialisten und von Medo-Robotern aller Art umgeben. Wir kommen nicht näher als zehn Schritte an ihn heran. Wir können ihn noch nicht einmal sehen. Er ist

unter technischem Gerät förmlich begraben.«

»Was ist mit seinem Zellaktivator?«

»Obwohl er einwandfrei funktioniert, hat er offensichtlich keinerlei Wirkung auf ihn.«

»Das begreife ich nicht.«

Adams griff nach seinem Arm. Mit der anderen Hand zog er ein beschriftetes Papier aus der Tasche.

»Ich muß dir etwas sagen, Perry. Wir sind bei der Entschlüsselung weitergekommen. Das zweithöchste Entschlüsselungsniveau enthält eine knappe Meldung. Sie war in beiläufig erscheinenden Nebensätzen versteckt.«

»Und?« Rhodan war nicht bei der Sache. Er dachte nur an den Ilt.

»Der Text lautet: Lakardón erzielt mit Anti-Paura gute Fortschritte. Die Herren der Straße sind mit ihm zufrieden.«

Rhodan war wie elektrisiert.

»Wiederhole das noch einmal«, bat er.

»Ich wußte, daß es dich interessiert«, erwiederte Adams und zitierte den Satz noch einmal.

»Das nenne ich eine Überraschung«, sagte Rhodan. »Lakardón ist der Tarnname des Nakken, mit dem ich es im Black Hole Paura, im Bereich der Säulen der Vergangenheit, zu tun hatte.«

»Sein richtiger Name ist Tawala«, ergänzte Adams.

»Bisher haben wir angenommen, daß der Nakk bei der Explosion der Black-Hole-Station ums Leben gekommen ist. Aus dieser Notiz aber geht hervor, daß er noch lebt und an diesem Ort arbeitet. Wie war das doch? Anti-Paura?«

»Richtig. Anti-Paura. Und das kann eigentlich nichts anderes sein als die Gegenstation der Schwarzen Sternenstraße, die im Black Hole Paura beginnt und im Perseus Black Hole endet«, stellte »Romulus« fest.

Diesen Weg waren Rhodan und seine Freunde schon einmal gegangen. Sie kannten die Position des Perseus Black Hole.

»Da ist aber noch etwas, das uns zu denken geben sollte«, bemerkte Rhodan.

»Jetzt ist schon zum zweitenmal die Rede von den Herren der Straßen. Als Veegran diesen Begriff erwähnte, habe ich ihn noch nicht für so wichtig angesehen. Ich habe an die Personifizierung eines religiösen oder ideologischen Begriffs gedacht. Aber das war wohl ein Fehler.«

»Richtig«, stimmte Adams zu. »Es heißt: Die Herren der Straßen sind mit ihm zufrieden.«

»Also geht es um greifbare Entitäten, wahrscheinlich eine Gruppe von Individuen. Welcherart auch immer«, schloß Rhodan. »Jetzt wird mir auch klar, weshalb Veegran beteuerte, ein Unsterblicher zu sein. Er wollte dem Begriff >Herren der Straße< mehr Gewicht verleihen. Wenn ein Unsterblicher Selbstmord begeht, dann hat dieser Schritt allemal eine ganz besondere Bedeutung.«

»Veegran wollte uns auf die Herren der Straße aufmerksam machen. In seinen Augen sind sie so mächtig, daß wir nicht die Spur einer Chance gegen sie haben. Er wollte uns einschüchtern und uns zugleich neugierig machen. Er wollte uns herausfordern, um uns in den für uns aussichtslosen Kampf mit den Herren der Straße zu schicken.«

Rhodan nickte. Er war der gleichen Meinung wie Homer G. Adams.

»Wir werden unseren nächsten Vorstoß in Richtung Anti-Paura unternehmen«, beschloß er. »Die Notiz ist unverfänglich abgefaßt. Die Cantaro werden nicht damit rechnen, daß wir uns unter den vielen Hinweisen, die uns das Datenmaterial liefert, ausgerechnet Anti-Paura als Ansatzpunkt heraussuchen. Das ist unsere Chance.«

Adams stimmte ihm zu, und Rhodan war sicher, daß auch Roi Danton und Atlan mühelos davon zu überzeugen waren, daß ein Vorstoß in Richtung des Perseus Black Hole die Mühe lohnen würde.

»Wir werden noch heute mit den Vorbereitungen für die Expedition beginnen«, erklärte Adams.

Sie hatten ihren ersten nennenswerten Erfolg gegen die Herren der Milchstraße erzielt. Weitere sollten folgen.

»Geh du zu Roi und Atlan«, bat Rhodan.
»Ich muß zu Gucky.«

Die beiden Männer trennten sich und eilten in verschiedenen Richtungen davon.

Rhodan ging der Begriff »Herren der Straße« nicht aus dem Kopf. Was verbarg sich dahinter? Waren die Cantaro im Bereich der Milchstraße doch nicht die oberste Autorität? Gab es noch eine Macht, die über ihnen stand?

Pedrass Foch kam ihm entgegen. Er war bleich, und in seinen Augen schimmerte es verdächtig feucht.

»Was ist los?« fragte Rhodan, und er spürte, wie sich ihm der Magen zusammenkrampfte.

»Ich komme gerade von Gucky«, antwortete Foch.

»Und?«

Der unerschrockene Kämpfer von Uulema schüttelte den Kopf.

»Er liegt bereits im Koma, und er wird nicht mehr daraus erwachen.«

*

»Bist du verrückt?« stammelte die Funkerin. Sie wich vor Jesco Tomaskon zurück. »Was soll das?«

Sie blickte auf die Waffe in seiner Hand.

»Tut mir leid. Es geht nicht anders«, erwiderte er.

Plötzlich verspürte er einen leichten Druck im Nacken. Er erstarrte.

»Laß deine Waffe fallen!« befahl ihm Marte Escatt. Sie drückte ihm den Projektor ihrer Multitraf in den Nacken. »Du wirst kein Funksignal aussenden und uns verraten.«

Langsam ließ er die Hand mit der Waffe sinken. Er hatte nicht gehört, daß Marte Escatt in den Raum gekommen war.

»Keine Dummheiten!« warnte sie ihn und trat zwei Schritte zurück. »Ich schieße.«

Sie zitterte innerlich. Dieser große, kahlköpfige Mann jagte ihr Furcht ein. Sie war sich darüber klar, daß er ihr ohne Waffe weit überlegen war. Der Energiestrahler in ihrer Hand war ihre

einige Chance gegen ihn.

Jesco Tomaskon spürte eine nahezu unerträgliche Spannung in sich. Der einprogrammierte Befehl zwang ihn, sein Ziel mit allen Mitteln zu verfolgen, und er hinderte ihn daran, aufzugeben. Er mußte handeln, und daran änderte auch die Tatsache nichts, daß er sich selbst keine Chance gegen Marte gab.

In der Hoffnung, sie für den Bruchteil einer Sekunde irritieren zu können, ließ er sich auf die Knie herabfallen und drehte sich gleichzeitig herum.

Doch Marte Escatt war auf der Hut. Sie schoß, bevor er seine Waffe auslösen konnte, und sie traf ihn am Kopf.

Tomaskon brach auf der Stelle zusammen. Aus der Wunde an seinem Schädel quoll eine grünliche Masse hervor.

Marte Escatt wandte sich ab.

»Es ist vorbei«, sagte sie mit schwankender Stimme. »Alles Weitere sollen wir den Robotern überlassen.«

Zusammen mit der jungen Frau verließ sie die Zentrale.

*

Perry Rhodan schob sich an einigen Spezialisten vorbei. Durch ein Gewirr von medizinischen Gerätschaften sah er den Ilt, der auf einer Liege ruhte.

Eine nie bekannte Schwäche erfaßte ihn, und er war froh, daß ihn niemand ansprach. Er hätte nicht antworten können.

Die Spezialisten zogen zwei der Geräte zurück, so daß Rhodan bis an die Liege herantreten konnte. Er legte dem Ilt die Hand an die Schulter. Minutenlang verharrete er in dieser Stellung.

»Tu uns das nicht an, Kleiner«, flüsterte er dann mit mühsam beherrschter Stimme. »Komm schon. Du darfst nicht aufgeben.«

Ein eigenartiges Zittern durchlief den kleinen Körper des Mausbibers.

Rhodan ließ sich in die Hocke sinken.

»Komm schon«, wiederholte er leise. »Du glaubst doch nicht, daß wir das zulassen.«

Gucky öffnete das rechte Auge und

blickte ihn an.

»Hi, Perry«, hauchte er.

Rhodan schluckte.

»Hi, Kleiner«, sagte er. »Stiehl dich nicht davon. Wir brauchen dich noch.«

Gucky öffnete auch das andere Auge und wandte sich ihm zu.

»Das wurde aber Zeit«, wisperte er.

»Was wurde Zeit?« fragte Rhodan. »Was meinst du damit?«

»Er ist tot«, erklärte der Mausbiber, und seine Stimme klang schon wieder etwas kräftiger. »Beinahe hätte er mich umgebracht.«

Rhodan erhob sich und setzte sich auf die Bettkante.

»Ich weiß immer noch nicht, wovon du redest.«

»Da ist ein kleines Mädchen«, antwortete der Ilt. »Marte heißt sie. Ihre Gedanken sagen mir alles. Sie hat ihn getötet. Den Agenten der Cantaro.«

Rhodan erfaßte, daß es einen Zusammenhang zwischen den gesundheitlichen Schwierigkeiten des Mausbibers und dem Agenten der Cantaro gab, der offenbar in diesen Sekunden getötet worden war.

»Sie hatten ihn biologisch

programmiert«, fuhr Gucky fort. »Ihr Ziel war es, ihn bei uns einzuschleusen. Und das ist ihnen gelungen. Und beinahe hätten sie erreicht, was sie wollten.«

»Du fühlst dich besser?«

Gucky entblößte seinen Nagezahn. Es sah noch etwas kläglich aus, aber Rhodan fühlte, wie eine schier unerträgliche Last von ihm abfiel. Er wußte, daß er sich keine Sorgen mehr um den Ilt zu machen brauchte. Die Ursache für die lebensbedrohende Situation war beseitigt.

»Es ging schon auf Uulema los«, berichtete Gucky. »Schon dort hatte ich Schwächeanfälle. Jetzt weiß ich, woran das lag. Es hing immer davon ab, wo Tomaskon war, wie ich mich fühlte. Hier auf Arhena war er mir zu nah. Fast hätte dieses biologische Ding in seinem Kopf mich umgebracht.«

Gucky richtete sich auf und stützte sich auf seine Ellenbogen.

»Was ist denn mit dir, Perry? Was zwinkerst du denn ständig? Hast du etwa geheult?«

Rhodan lachte.

»Ich doch nicht, Kleiner. Das muß wohl ein Staubkorn sein, das mir ins Auge geraten ist!«

E N D E

Im Perry Rhodan-Band der nächsten Woche werden Schauplatz und Akteure gewechselt.

Dao-Lin-H'ay, die Kartanin, macht bei der weiteren Untersuchung der Perle Moto eine Entdeckung, die sie veranlaßt, das Siragusa Black Hole anzufliegen. Mehr zu diesem Thema erzählt Robert Feldhoff in seinem Roman unter dem Titel:

DIE SIRAGUSA-FORMELN